BAfF
Bundesweite Arbeitsgemeinschaft der psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer

Trauma, Empowerment und Solidarität

Wie können wir zu einem verantwortungsvollen und ermächtigenden Umgang mit Trauma beitragen?

Impressum

Herausgeberin:

Bundesweite Arbeitsgemeinschaft der Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer – BAfF e. V.

Paulsenstraße 55–56, 12163 Berlin

Tel.: +49 (0) 30 – 310 124 63

E-Mail: info@baff-zentren.org

www.baff-zentren.org

© BAfF e. V. 2020. Alle Rechte vorbehalten.

Autorinnen: Lea Flory, Leonie Teigler, Meike Behrends, Sibel Atasayi

Redaktion und Layout: Daniela Krebs

Umschlagfoto: © bit.it / photocase.de

Diese Publikation wurde im Rahmen des BAfF-Projekts „Verstehen, Vernetzen, Stabilisieren“ durch die Aktion Mensch gefördert sowie durch Caritas Deutschland kofinanziert. Die Verantwortung für die Inhalte liegt allein bei den Autor*innen. Der Inhalt gibt nicht notwendigerweise die Position der Förderer wieder.

Gefördert durch die

Trauma, Empowerment und Solidarität

Wie können wir zu einem verantwortungsvollen und ermächtigenden Umgang mit Trauma beitragen?

Wie passen Trauma und Empowerment zusammen? Was ist den Konzepten gemein und welche Entwicklungen machen sie durch? Wie können komplexe Machtverhältnisse auf individueller und struktureller Ebene berücksichtigt und überwunden werden?

Diese Publikation der Bundesweiten Arbeitsgemeinschaft der Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer (BAfF e. V.) versucht Antworten zu geben und stellt die Begriffe Trauma und Empowerment – im Kontext Flucht – genauer vor. Hierbei werden auch Formen des Aktivismus in den Blick genommen und die notwendige Unterscheidung zwischen Solidarität und Empowerment verdeutlicht.

Inhaltsverzeichnis

1. Vorwort 9

2. Trauma 17

Verlust von Vertrauen und Verbindung – Veränderung von Welt- und Menschenbild 17

Schuld, Scham und Selbstbild – Den traumatischen Erfahrungen Bedeutung geben..... 20

Tabuisierung und Isolation – Von der Notwendigkeit des Gehörtwerdens 26

Kritik am Störungskonzept..... 34

3. Empowerment 37

Gemeinschaft – Anerkennung – Heilung 42

Widerstand – Irritation – Transformation 46

4. Trauma und Empowerment im Kontext Flucht 51

Refugee-Selbstorganisierung: Wer kann eigentlich wen empowern? 56

Wenn Anspruch nicht gleich Wirklichkeit ist: Zwischen praktischer Solidarität und Machtasymmetrien..... 58

Kommentar: „Engagement auf Augenhöhe? Für Solidarität statt Hilfe” 62

Traumasensibles Empowerment durch Peer-Beratung? .. 66

Blick in die Praxis 69
„Testimonials from the Uterus“ 69
Solidarische Unterstützung durch Psychosoziale Zentren 70
„(Un-)Sichtbare Grenzen“ 71
Photovoice im Kontext von Engagement und Flucht 74
Erfahrungsbericht: PhotoVoice als stabilisierendes Projekt im Kontext von Engagement und Flucht ... 86

5. Fazit 113

6. Literatur 117

1. Vorwort

Selbstbestimmung, Selbstbewusstsein, Selbstkompetenz, Selbstorganisation, Selbstermächtigung. Diese auf das *Selbst* bezogenen Schlagworte klingen zunächst kraftvoll und finden sich in vielen Konzepten zu Traumaarbeit und Empowerment wieder. Ohne Frage, die Folgen von Trauma und die Möglichkeiten des Empowerments verändern einiges auf individueller Ebene und verlangen ein hohes Maß an Stärke und Arbeit von der betroffenen Person. Die zwischenmenschliche Ebene, die *community* oder Gemeinschaft sowie die gesellschaftspolitische Dimension sollte dabei jedoch nicht aus dem Blick geraten. Die Abhängigkeiten und Wirkungen zwischen Individuum und Gesellschaft zu betrachten, ist eigentlich nichts Neues in der Debatte um politische Gewalt und Trauma. Dennoch deuten Trends im Diskurs um Trauma, Resilienz und Empowerment nun seit einiger Zeit eine zunehmende Individualisierung an, und damit auch die Gefahr einer gleichzeitigen Entpolitisierung der Ursachen und Zusammenhänge. Das Individuum und seine Fähigkeiten, mit Gewalt und Trauma umzugehen, werden häufig fast unabhängig von ihrer*seiner Umwelt diskutiert.

In dieser Broschüre wird anschaulich gemacht, dass betroffene Menschen auf ihr direktes Umfeld, ihre *community* und Gesellschaft angewiesen sind, um sich von den gemachten traumatischen Erfahrungen, den Zuständen von Hilflosigkeit, Sinnlosigkeit, Schuld, Scham und Isolation, erholen zu können und sich gegebenenfalls sogar gegen bestehende gewaltvolle Strukturen wehren zu können.

Unabhängig davon, ob die ausgeübte Gewalt in einem direkten Sinne politisch motiviert ist oder nicht, sind die folgenden Fragen stets politischer Natur: Wer wird wovor geschützt? Wer wird nach Gewalterfahrungen von wem

gehört und unterstützt? Wie kann eine Anerkennung von Trauma auf individueller, gemeinschaftlicher und gesellschaftlicher Ebene aussehen? Vor allem, wenn die Betroffenen aufgrund von (struktureller) Diskriminierung um ihren Platz in der Gesellschaft kämpfen müssen? Welche gesamtgesellschaftliche Verantwortung gibt es? Was ist die Rolle jeder*s Einzelnen?

Empowerment spielt eine wichtige Rolle in diesem Prozess der Anerkennung und findet daher einen prominenten Platz in dieser Broschüre. Das Konzept des Empowerments ist ein emanzipatorisches und zielt ursprünglich darauf ab, Ungleichheiten und Abhängigkeiten entgegenzuwirken. Was hat Empowerment mit der Anerkennung von Trauma und Selbstwert, aber auch mit struktureller Ungleichheit zu tun? Wer kann eigentlich wen empowern? Oder empowern sich Menschen selbst?

Obwohl all diese Fragen für viele Personengruppen und Interessenvertretungen interessant sind – und diese ebenfalls herzlich eingeladen sind diese Broschüre zu lesen – konzentrieren wir uns als Dachverband der Psychosozialen Zentren für Geflüchtete und Folteropfer (BAfF e. V.) auf den Bereich Flucht.

Menschen mit Fluchterfahrung haben häufig extreme traumatische Erfahrungen gemacht und eine lebensbedrohliche Zeit der Vertreibung und Flucht hinter sich. Ob es ihnen gelingt, sich im Exil ein gesundes, menschenwürdiges Leben aufzubauen, ist in hohem Maße abhängig von den Lebensbedingungen, der Zuwendung und dem Schutz, der ihnen in der Zeit nach der Flucht gewährt wird. Statt angemessenen Schutz und Anerkennung zu erhalten, sind geflüchtete Menschen mit einer immer restriktiver werdenden Asylgesetzgebung, einer Unsicherheit über den Aufenthalt, rassistischer Ausgrenzung und Gewalt, sowie eingeschränkten Möglichkeiten z. B. hinsichtlich

des Familiennachzugs, der selbstbestimmten Auswahl von Ärzt*innen oder Wohnort konfrontiert. Diese aktuellen politischen Umstände verstärken traumabedingte, auf die Vergangenheit bezogenen Gefühle des Ausgeliefertseins und der Ohnmacht, sie bilden eine Kontinuität. Empowerment und Solidarität sind in diesen Situationen oft überlebenswichtig. Aber was bedeuten diese Begriffe in der Praxis und wie unterscheiden sie sich?

Zunächst sollte nicht der Eindruck entstehen, dass Geflüchtete gerettet werden müssen – oder dass dies jemand könnte. In unseren Schulungen mit Ehrenamtlichen werden wir häufig gefragt: ***„Ist es nicht gut, Menschen zu helfen?“*** Es ist die Rede von „Augenhöhe“, aber auch von Enttäuschungen, weil „Hilfe“ nicht angenommen wird. Doch wie Rex Osa, Aktivist von „THE VOICE“ formuliert: ***„Flüchtlinge sind keine Babys: Es braucht Solidarität und Räume statt alter Kleider.“***

Wir unterscheiden in dieser Broschüre bewusst zwischen Solidarität und Empowerment. Menschen, die nicht selbst geflüchtet sind, können ihre privilegierte Position in der Gesellschaft nutzen und solidarisch gegenüber Geflüchteten agieren. Empowerment entsteht dagegen nur in Räumen, in denen sich Menschen bewegen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Obwohl auch hier sicher Ausnahmen die Regel bestätigen, ist dies eine wichtige Unterscheidung gerade mit Blick auf größtenteils weiße Hilfesysteme und Aktivismus. Empowerment für geflüchtete Menschen und andere Menschen, die von rassistischer Gewalt betroffen sind, geht nicht von weißen Menschen ohne Fluchterfahrung aus. Sie können eine wichtige Stütze sein und in Solidarität Netzwerke aufbauen, Räume schaffen, in denen durch andere Empowerment hergestellt wird, und auch im direkten Kontakt emotional unterstützen. Dies ersetzt jedoch nicht das Empowerment durch und mit anderen Betroffenen.

In der psychosozialen Praxis wird deutlich, dass in Räumen des Empowerments abseits von Gesprächsgruppen, die Erfahrungen teilen, Anerkennung geben und Strategien entwickeln, auch Medien wie Film und Bild eine große Rolle spielen können. Sie ermöglichen es, (auch öffentlich) gehört zu werden, aktiv zu sein und stellen damit ein Gegenstück zur traumatischen Situation dar, in denen Betroffene nicht gehört oder sogar ignoriert wurden und keinen Einfluss nehmen konnten.

In dieser Broschüre findet sich neben einem kurzen Einblick in Refugee-Selbstorganisierung in Deutschland auch ein Blick auf die Entwicklungen in Ehrenamtlichen-Strukturen, im Peer-Support und ein Kommentar für mehr Solidarität statt Hilfe.

Ein Großteil der in dieser Broschüre genutzten Gedanken und Literatur stammt von Schwarzen, People of Color (PoC), jüdischen, queeren oder feministischen Autor*innen. Diese haben den Weg geebnet, so dass weiße Personen und Organisationen von diesem Wissen lernen können. Dabei ist es im Sinne der Ungleichverteilung von Sichtbarkeit und Macht wichtig herauszustellen, wer dieses Wissen in erster Linie produziert hat, wer es nutzen kann und wem zugehört wird. Wir hoffen auf diesem Wege einen Beitrag dazu zu leisten, Wissen und Verantwortung bezüglich Trauma, Empowerment und Solidarität – nicht nur im Kontext Flucht – zu verteilen.

© MaBraS / pixabay.de

2. Trauma

Traumatische Erfahrungen hinterlassen verschiedene Spuren auf individueller, zwischenmenschlicher und gesellschaftlicher Ebene. Einige dieser Spuren sind besser sichtbar als andere und je nach Kontext werden diese Folgen von Trauma unterschiedlich beschrieben und interpretiert. Im Folgenden werden – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – verschiedene Aspekte von Trauma und seinen Folgen vorgestellt und später mit dem Konzept *Empowerment* in Verbindung gebracht. Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass es bis heute eine deutliche Lücke in der Praxis und Forschung zur Verbindung von Rassismus sowie anderen Formen der Diskriminierung und Trauma gibt (Berger & Quiros, 2014; Quiros et al., 2019).

Verlust von Vertrauen und Verbindung – Veränderung von Welt- und Menschenbild

Bei menschengemachtem Trauma – also von anderen Menschen (bewusst) hergestellten traumatischen Situationen – kann es bei den Betroffenen zu einer Veränderung ihres *Welt- und Menschenbilds* kommen. Dies ist vor allem der Fall, wenn eine traumatische Situation länger andauert oder sich wiederholt. Wenn körperliche und psychische Gewalt, das Überschreiten von Grenzen oder das Ignorieren von Bedürfnissen erlebt wird, sich ein Mensch selbst nicht ausreichend wehren kann und keine oder nicht ausreichende Hilfe von anderen Menschen zur Verfügung steht, schwindet das Vertrauen in sich selbst und in andere. Die vorherige Annahme, dass die Welt ein sicherer, vorhersehbarer Ort ist, wird massiv in Frage ge-

stellt, wenn sich jemand nicht selbst schützen kann und andere Menschen im Umfeld es auch nicht tun (können). In der Folge fühlt der Mensch sich in der Regel nachhaltig ausgeliefert und geht immer davon aus, dass etwas Bedrohliches passieren könnte, dass sie*er sich wieder nicht wehren oder selber helfen kann und erneut niemand eingreifen wird (Janoff-Bulman, 1989).

Diese ständige Wachsamkeit ist anstrengend. Die Gedanken drehen sich häufig um mögliche Bedrohungen, auch vermeintlich harmlose Situationen werden zum sogenannten „Trigger“ und lösen eine Reihe von Reaktionen aus: Intrusionen (Gedanken und Gefühle die sich auf die traumatische Erfahrung beziehen, drängen sich auf und können zu starken physiologischen Reaktionen führen); Flashbacks (eine besonders schwere Form der Intrusion mit allen Sinnen, es fühlt sich an wie damals und kann nur schwer vom „jetzt“ getrennt werden); Dissoziationen (die Abspaltung von Wahrnehmung, Bewusstsein und Gedächtnis, die Betroffenen wirken häufig wie weggetreten, in schweren Fällen findet auch eine Abspaltung der Identität statt). Als Folge dieser Reaktionen und mit den andauernden Gefühlen von Hilflosigkeit und Fremdbestimmung, ziehen sich die Betroffenen häufig zurück, um sich zu schützen. Sie sind eventuell schneller gekränkt, misstrauisch und resignieren schneller, weil die Möglichkeit eines verständnisvollen und vertrauenswürdigen Gegenübers so unwahrscheinlich erscheint. Nicht selten werden die eigenen Ressourcen übersehen und die Fähigkeiten anderer wiederum überschätzt (vgl. Hantke et al., 2012; Sequeira, 2015).

In dieser emotionalen Notlage, aus der es scheinbar kein Entkommen gibt, entstehen starke Gefühle und unter Umständen Wut sich selbst oder auch anderen gegenüber. Zur Beruhigung greifen die Betroffenen in einigen Fällen zu Alkohol und anderen Drogen. Eine (Co-)Regulation der

Emotionen (alleine oder im Kontakt) erfordert Übung auf Seiten der betroffenen Person, einen einigermaßen sicheren Rahmen und ein unterstützendes Umfeld, welches aber häufig nicht zur Verfügung steht (Baron & Flory, 2019; Kleefeldt & Meyeringh, 2017).

Wenn die Betroffenen aufgrund ihrer gesellschaftlichen oder sozialen Position, z. B. als geflüchtete Person, tatsächlich Grund zur Sorge bezüglich ihrer Perspektiven und der Intentionen ihres Umfelds haben müssen, wird dies zu einer sehr schwierig zu überwindenden Dynamik. Nicht zuletzt, wenn nicht nur die eigene Selbsteinschätzung unter Umständen negativ ist, sondern auch das Umfeld aufgrund von rassistischen Annahmen über Geflüchtete bestimmte negative Verhaltensweisen oder Charakteristika projiziert. Das passiert zum Beispiel, wenn von einem jungen geflüchteten Menschen in der Schule weniger erwartet wird oder bei einer Auseinandersetzung sofort davon ausgegangen wird, dass die geflüchtete Person aggressiv agiert hat. Um sich in von Diskriminierung geprägten Kontexten von traumatischen Gewalterfahrungen zu erholen, bedarf es dann nicht nur der Arbeit der Betroffenen an ihrem Selbstwert, sondern einer *solidarischen*, also *kollektiven* Korrektur dieser verletzenden Annahmen, damit die betroffene Person berechtigterweise ihr*sein Welt- und Menschenbild wieder positiv verändern kann (siehe auch Sequeira, 2015; Stauffer, 2015).

Des Weiteren muss beachtet werden, dass im Diskurs über Selbstwert und Gewalterfahrungen unter anderem rassistische Stereotype reproduziert werden können, wenn pauschalisierend davon ausgegangen wird, dass Menschen mit Diskriminierungserfahrungen einen geringen Selbstwert und psychologische Probleme haben, und nicht etwa (auch) besonders viele Ressourcen, einen adaptiven Umgang etc. (vgl. Thomas & Sillen, 1972).

Schuld, Scham und Selbstbild – Den traumatischen Erfahrungen Bedeutung geben

„Wenn Opfer nach traumatischen Ereignissen ihr eigenes Verhalten reflektieren und beurteilen, entstehen praktisch immer Schuld- und Minderwertigkeitsgefühle. Die ‚Schuld des Überlebenden', so stellt Robert Jay Lifton fest, kennen alle, die Krieg, Naturkatastrophen oder einen Atomangriff überlebt haben. Eine Vergewaltigung hat im Wesentlichen die gleiche Wirkung: Das Opfer, nicht der Täter, fühlt sich schuldig. Schuld kann als Versuch verstanden werden, doch noch eine sinnvolle Lehre aus dem grauenhaften Geschehen zu ziehen und zumindest teilweise Macht und Kontrolle zurückzugewinnen. Die Vorstellung, man hätte es besser machen können, ist unter Umständen leichter erträglich, als sich der Tatsache absoluter Ohnmacht zu stellen." (Herman, 2018, S. 65)

Wie Judith Herman hier eindringlich beschreibt, entwickeln Betroffene als Reaktion auf menschengemachtes Trauma in sehr vielen Fällen *Schuld- und Schamgefühle*. Zum einen scheint dies, wie beschrieben, eine Art des Selbstschutzes darzustellen. Das Gefühl der Kontrolle über das, was mit uns passiert, ist höher, wenn es vermeintlichen Gesetzmäßigkeiten folgt. Das heißt also zum Beispiel, dass es Gründe für die erfahrene Gewalt geben muss (Herman, 2018). Wenn wir die Gründe für Gewalt in unserem eigenen Verhalten suchen, entgehen wir damit der vielleicht schwerwiegenderen Einsicht, dass Gewalt zum Beispiel mit struktureller Diskriminierung(Rassismus, Sexismus, Klassismus, Ableismus (Diskriminierung von Menschen mit Behinderungen), Homo/Bi/Transpho-

© Aboudi / BAfF PhotoVoice-Projekt 2019

bie und Hass auf viele weitere selbst oder fremd zugeschriebene Zugehörigkeiten), mit Kriegsstrategien, mit persönlichen Problematiken der Täter*innen, oder einer Mischung aller dieser Aspekte zu tun hat. Es wurde in einigen Fällen bekannt, dass sich beispielsweise politisch Verfolgte, die ihrer Verfolgung und Folter eine Sinnhaftigkeit (den politischen Widerstand) zugesprochen haben, ihre Erfahrungen besser verarbeiten konnten (Brunner, 2015).

Der Mensch muss also sein Selbstbild, die Interpretation dessen, wer sie*er ist und wie diese Person mit dem Rest der Welt interagiert, nach einer traumatischen Erfahrung anpassen. Wenn die gewaltvollen Erlebnisse bereits in jungem Alter stattfinden, verläuft diese Anpassung verwoben mit wichtigen Entwicklungsaufgaben und kann daher noch tiefgreifendere Effekte auf das Selbstbild haben.

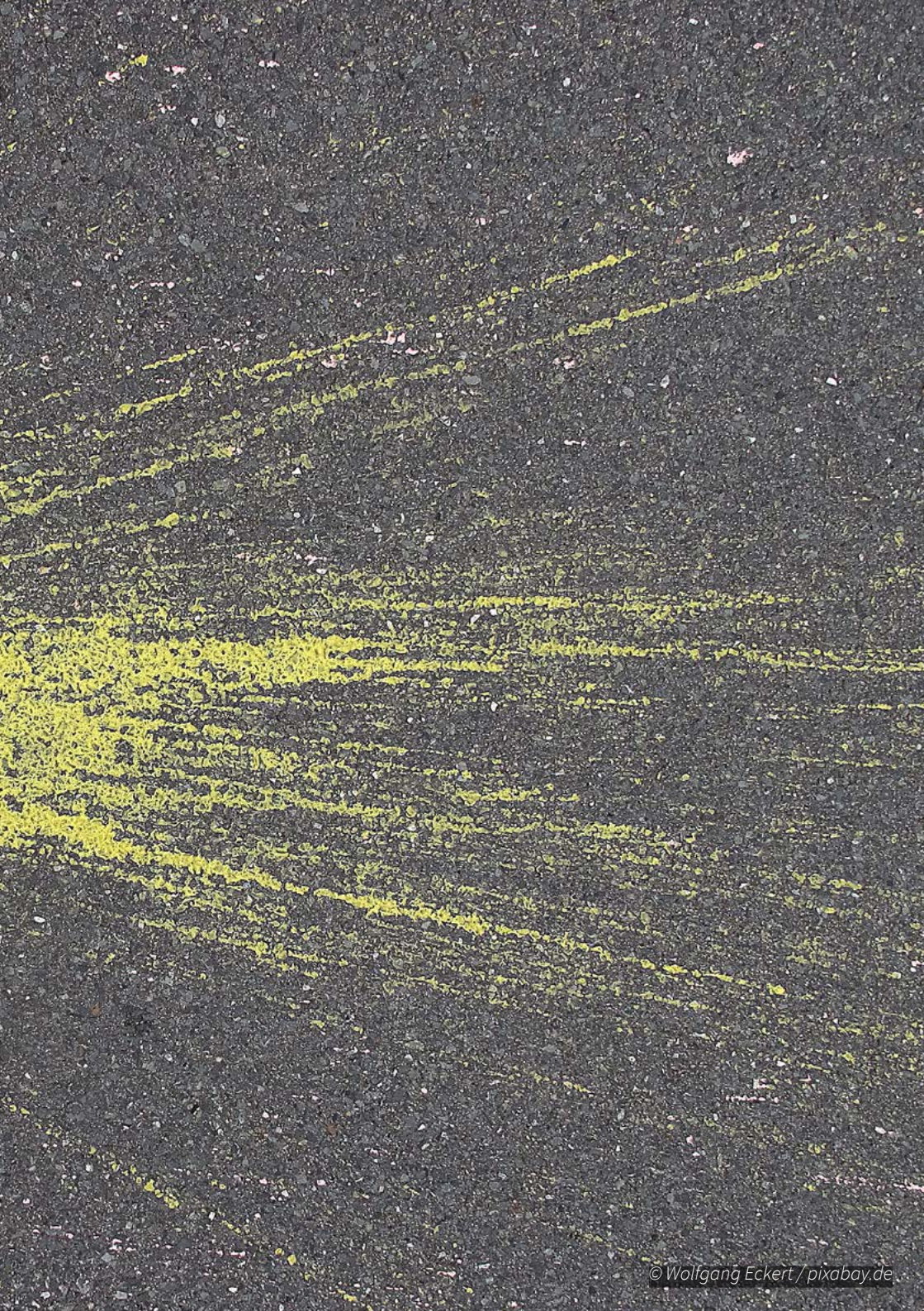
Wenn Menschen Gewalt und Diskriminierung ausgesetzt sind, internalisieren, also verinnerlichen sie die expliziten und impliziten Aussagen über ihren eigenen Selbstwert (und den von anderen Menschen in einer ähnlichen Position). Denn die Entwicklung als auch die Veränderung unseres Selbstbildes verläuft notwendigerweise unter Einbezug unseres Umfeldes und dem was andere Menschen uns spiegeln (vgl. Sequeira, 2015; Stauffer, 2015). Wenn Überlebende von Trauma also Schuld- und Schamgefühle entwickeln, ihr Selbstwertgefühl beschädigt wird oder sie aber Sinnhaftigkeit in ihrer Erfahrung finden, hängt das immer auch davon ab, was Täter*innen oder ihr Umfeld ihnen implizit oder explizit kommunizieren. José Brunner erklärt dazu:

„Wann ich absolute Hilflosigkeit erlebe und wie ich sie verarbeiten kann, hängt davon ab, unter welchen Machtverhältnissen ich lebe, wie ich sozial positioniert und vernetzt bin und ob und wie ich dadurch unter Umständen aufgefangen werden kann. Zugleich hängt es

auch davon ab, welche sinnstiftenden Erzählungen mir für das geschehene zur Verfügung stehen, ob mein Leiden von mir Nahestehenden, eventuell aber auch von Tätern und Täterinnen anerkannt wird, und ob ich mich zumindest im Nachhinein irgendwie sicher und geschützt fühle – oder ob all diese stützenden Momente eben nicht gegeben sind.“ (Brunner, 2015, S. 8–9)

Es ist in diesem Sinne also nicht verwunderlich, dass sich Menschen zunächst als minderwertig wahrnehmen oder als hätten sie keine körperliche und psychische Unversehrtheit verdient, wenn sie dementsprechend behandelt werden. Ebenso können Menschen nur dann positive Selbstbilder und Identitäten als Antwort auf traumatische Erfahrungen annehmen, wenn diese zur Verfügung stehen. Dies kann durch eine entsprechende *community*[1] oder *Gemeinschaft*, die die traumatische Erfahrung anerkennt und einordnet, massiv erleichtert werden. Es wird deutlich, dass eine (ehemals) von Gewalt und Diskriminierung betroffene Person nicht völlig autonom an ihren*seinen Schuld- und Schamgefühlen arbeiten kann. Es bedarf der gemeinschaftlichen Auseinandersetzung – nicht, weil die Person Hilfe benötigt, sondern weil das ihr*ihm widerfahrene Unrecht und die damit verbundenen Verletzungen ebenfalls gemeinschaftlich und gesellschaftlich gedacht werden müssen.

1 Unter diesem Begriff verstehen wir zum einen einen breiten Begriff von Gemeinschaft. Es gibt für eine Person häufig nicht nur eine *community*, da sie sich hinsichtlich verschiedener Merkmale bzw. Zuschreibungen, wie rassistischer Markierung, Geschlecht, Gender, Sexualität, Alter, politische und religiöse Gruppenzugehörigkeiten, Herkunft, Sprache, unterschiedlichen Gruppen zugehörig fühlen kann. Gemein ist allen Formen von *community*, dass die Gruppe von Menschen, ähnliche - häufig auch diskriminierende - Erfahrungen teilen und gemeinsame Ziele und Interessen verfolgen. Häufig impliziert der Begriff, dass diese *community* abseits der Mehrheitsgesellschaft existiert.



© Wolfgang Eckert / pixabay.de

Tabuisierung und Isolation – Von der Notwendigkeit des Gehörtwerdens

Traumatische Erfahrungen führen unter anderem durch die oben beschriebenen Folgen zu einer *Isolation* der Betroffenen von ihrer Umwelt, sowohl auf der direkten, persönlichen Ebene, als auch auf der gesellschaftlichen Ebene. Denn auch Außenstehende neigen dazu, die Schuld für gewaltvolle Erfahrungen bei den Überlebenden zu suchen. Es wird vermutet, dass auch für Zeug*innen von Gewalt ein ähnlicher „Selbstschutz“ wie oben beschrieben wirkt. Dieser kann dazu befähigen, sich vom Leiden anderer so zu distanzieren, dass die eigene Sicht auf die Welt und ihre Gesetzmäßigkeiten unangetastet bleibt (Herman, 2018).

Doch auch hier gilt die gleiche Argumentation wie für die Überlebenden: Die Bedeutung einer traumatischen Erfahrung wird nicht nur durch Schutzmechanismen und abstrakte Annahmen über die Welt geprägt, sondern maßgeblich durch die Interpretation von anderen Menschen und gesellschaftlichen Diskursen (Brenssell, 2014). Wenn sexualisierte Gewalt in Frage gestellt wird, weil sich die betroffene Person auf eine bestimmte Art kleidet, das Sprechen über häusliche Gewalt und Kindesmissbrauch tabuisiert wird, damit Familien nicht gespalten werden, oder Geflüchtete nicht aus dem Mittelmeer gerettet werden, weil sie hätten wissen müssen, dass die Flucht gefährlich ist, sind Diskurse am Werk, die nicht nur einen direkten Effekt auf die Prävention und Anerkennung von Trauma haben, sondern diese Umgangsformen und Gedanken auf gesellschaftlicher Ebene weiter zementieren.

Diese Form von *victim blaming* und die Tabuisierung des selbstbestimmten Sprechens über Erfahrungen verstärkt

die gefühlte und tatsächliche Isolation von Überlebenden. Auch an dieser Stelle der Traumaverarbeitung spiegelt sich die individuelle und die gesellschaftliche Ebene:

„Verleugnung, Verdrängung und Dissoziation gibt es im gesellschaftlichen Bewusstsein genauso wie im individuellen Bewusstsein.“ (Herman, 2018, S. 19)

Für die gesellschaftliche Anerkennung von Trauma und Gewalt bedeutet dies, dass die politisch/ethische Verpflichtung eines angemessenen Umgangs mit Überlebenden bzw. der Prävention von Leid mit einer Notwendigkeit der Anerkennung auf direkter, zwischenmenschlicher Ebene verwoben ist.

Jill Stauffer beschreibt in ihrem Buch „Ethical Loneliness – The injustice of not being heard“ (zu Deutsch: „Ethische Einsamkeit – Die Ungerechtigkeit nicht gehört zu werden“), wie Menschen, die extreme traumatische Erlebnisse machen mussten, eine Form von Verlassenheit erfahren haben, die alleine durch Zeit nicht geheilt werden kann. Sie erklärt, dass gehört oder ignoriert zu werden, einen Einfluss darauf hat, welche Bedeutung die Vergangenheit in der Gegenwart erhält. In der traumatischen Situation werde sowohl die Souveränität der betroffenen Person angegriffen, als auch – zumindest für den Moment – jegliche Hilfe von außen unterlassen. Damit jedoch ein Individuum seine Souveränität behalten könne, müssten sein Wert und seine Grenzen von anderen Menschen respektiert und erhalten werden. Stauffer schlussfolgert, dass Menschen immer zugleich autonom und abhängig sind (Stauffer, 2015).

An dieser Stelle lässt sich also zusammenfassend wiederholen, dass die Anerkennung von Trauma auf zwischenmenschlicher, gemeinschaftlicher und gesellschaftlicher Ebene nicht nur notwendig ist, damit die betroffenen

Personen eine Chance haben sich von ihren Verletzungen zu erholen. Es soll hier außerdem dafür argumentiert werden, dass dieses Verhältnis zwischen Individuum und Gruppe nicht auf die Kategorien „Helfende“ und „Opfer“ reduziert werden sollte. Vielmehr kann das Wiedergutmachen auf Ebene der Gemeinschaft als heilende Erfahrung im Kreise von Gleichberechtigten verstanden werden. Dass dies aufgrund von real bestehenden Machtasymmetrien und Diskriminierungsverhältnissen ein schwieriges Unterfangen ist, wird in den folgenden Ausführungen zu *Empowerment* noch weiter zu zeigen sein.

Resilienz und Empowerment

Menschengemachte traumatische Erfahrungen werden also immer in einem Zusammenspiel von individuellen und gemeinschaftlichen/gesellschaftlichen Einflüssen eingeordnet und verarbeitet. Wenn es um die Verarbeitung von Krisen und Traumata geht, wird häufig das Konzept der *Resilienz* herangezogen. Es soll die psychische Widerstandsfähigkeit von Menschen beschreiben, die in schwere Krisen geraten oder traumatische Erfahrungen machen. Je höher die Resilienz, desto wahrscheinlicher erholt sich ein Mensch von Schicksalsschlägen und Gewalt, so die Idee. Unterschiedliche Menschen seien nicht gleichermaßen resilient und Resilienz könne trainiert werden. In der Regel wird dieses „Training" als Aufgabe für das Individuum verstanden und Beziehungen und Netzwerke werden nur als ein Faktor von vielen herangezogen, um das Individuum zu stärken. Der Fokus auf das Individuum und damit die Individualisierung der Verantwortung mit politischen Missständen und/oder Gewalt möglichst selbstständig fertig zu werden, wurde an vielen Stellen bereits ausführlich diskutiert (medico international, 2017). Auch die Möglichkeit, den Begriff Resilienz eher prozesshaft und kontextualisiert zu betrachten und damit eine weniger individualisierende Perspektive auf Widerstandskraft einzunehmen, wurde bereits beschrieben (Kleefeldt, 2018).

Obwohl die Begriffe Resilienz und Empowerment je nach Verwendung größere Überschneidungspunkte haben, konzentrieren wir uns in dieser Broschüre auf den Begriff des Empowerments, um die damit verbundene emanzipatorische Tradition und seine Verbindungen zur gesellschaftlichen Anerkennung von Trauma darstellen zu können.

EMP

© PlusLexia.com

Trauma und Diagnostik – Hilfreich oder pathologisierend?

In zwei verschiedenen Klassifikationssystemen werden die Folgen traumatischer Erfahrungen auf der Ebene des Individuums beschrieben (sogenannte *Symptome*) und verschiedenen klinischen Diagnosen zugeordnet. Unter dem Oberbegriff *Traumafolgestörung* werden mehrere klinische Diagnosen gefasst:

- Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS bzw. auf Englisch PTSD)
- Depressive Störungen
- Dissoziative Störungen
- Angststörungen
- Emotional instabile Persönlichkeitsstörung (Borderline)
- Suchterkrankungen
- Somatoforme Störungen
- Herz-Kreislauf-Erkrankungen (darunter Herzinfarkt und Schlaganfall)
- Immunologische Erkrankungen (Asthma, Gelenkentzündungen, Ekzeme, ...)

Die wohl bekannteste Diagnose aus diesem Kontext ist die PTBS. Die meisten Menschen, die mit einer PTBS diagnostiziert werden, erhalten noch eine oder zwei weitere Diagnosen (A. Perkonigg et al., 2000).

Zusammengefasst sind die Symptome, die im ICD-10[2] einer PTBS zugeordnet werden, die folgenden:

Wiedererleben: ungewollte „Erinnerungsattacken“, Flashbacks, Alpträume

Vermeidungsverhalten: Vermeidung von Gedanken, Gefühlen, Situationen und Gesprächen, die die Betroffenen an das traumatische Erlebnis erinnern, emotionale Abschottung, Gefühlstaubheit, Entfremdung

Übererregung: Schlafstörungen, Schreckhaftigkeit, Reizbarkeit, Konzentrationsschwierigkeiten

Als weitere Symptome werden Ärger, Wut, Traurigkeit, Scham, Schuldgefühle, und negative Kognitionen gezählt (DSM V).

Bald soll die sogenannte komplexe posttraumatische Belastungsstörung (CPTSD) als neue Diagnose in den ICD (ICD-11) aufgenommen werden. In klinischer Sprache kommen dann zu den bereits für die PTSD beschriebenen Symptomen noch die affektive Dysregulation, ein negatives Selbstkonzept und interpersonelle Probleme hinzu (Cloitre et al., 2013).

Ob diese neue Diagnose hilfreich ist, wird in klinischen Kreisen und auch im psychosozialen Kontext kritisch dis-

2 Bei den beiden Klassifikationssystemen handelt es sich um das DSM-5 (das Diagnostische und Statistische Manual Psychischer Störungen), die deutsche Ausgabe der 5. Auflage des Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders der American Psychiatric Association (APA) und den ICD-10 (die Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme) der Weltgesundheitsorganisation (WHO).

kutiert. Zum einen wird argumentiert, dass diese neue Diagnose nicht brauchbar sei, da diese zu große Gemeinsamkeiten mit ‚älteren' Diagnosen wie der sogenannten Borderline-Persönlichkeitsstörung und depressiven Störungen zeigt (Resick et al., 2012). Auf der anderen Seite wird hervorgehoben, dass die Erfahrungen von mehrfach traumatisierten Menschen in der CPTSD besser dargestellt werden können (Cloitre et al., 2013; Herman, 2012; Perkonigg et al., 2016). Gerade durch diesen Fokus auf die Entstehung der Symptome wird ein Vorteil gegenüber der einfachen PTSD oder der stigmatisierenden Borderline-Diagnose gesehen (Nicki, 2016).

Kritik am Störungskonzept

Es gibt eine ganz grundsätzliche Kritik an psychologischer Diagnostik, welche sich in der Regel darauf bezieht, dass Menschen – häufig nach wenigen Gesprächen, manchmal sogar nach einer Begegnung – anhand von starren Kriterien in eine diagnostische Kategorie sortiert werden, die dann ihre weitere Therapie und ihren sonstigen Werdegang bestimmt und nicht selten stigmatisierend ist. Die Ursprünge psychischer Belastung und Erkrankung werden durch die Diagnostik selten in den Blick genommen (Brenssell & Weber, 2014). Historisch gesehen gibt es viele Diagnosen, die später wieder revidiert wurden, da sie menschenrechtlich nicht haltbar waren. Daran lässt sich erkennen, dass Diagnosen bzw. Diagnostizierende sehr mächtig sind und nicht nur hilfreich sein können, sondern auch Schaden anrichten (siehe zum Beispiel Davy, 2015). Eine lange Debatte um die kulturelle Übertragbarkeit von Diagnosen und dem Umgang mit psychischer Belastung und Erkrankung

zeigt zudem, dass eine fortwährende Diskussion darüber notwendig ist, dass die diagnostischen Kriterien bislang vor allem von einer vergleichsweise kleinen, homogenen Gruppe festgelegt und an einer ebenso homogenen Gruppe getestet werden (siehe zum Beispiel Kirmayer & Gómez-Carrillo, 2019; Sue, 2001).

Die Debatte um die Nützlichkeit der Diagnose „Posttraumatische Belastungsstörung“ (PTBS) setzt genau an dieser Stelle an. Zum einen kann gezeigt werden, dass die Reduzierung von Trauma auf ein dekontextualisiertes Reiz-Reaktionsschema unzulässig ist, dass Traumafolgen sich abhängig vom Individuum und seinem*ihrem Umfeld auf verschiedene Weisen zeigen und auch unterschiedlicher Unterstützung bedürfen. Eine normale Reaktion auf ein unnormales Ereignis als „Störung“ zu bezeichnen, droht die Verantwortung beim Individuum zu suchen und die „gestörten“ Verhältnisse, in denen Gewalt stattfindet, zu vernachlässigen. Auf der anderen Seite ist die Diagnose der PTBS eine Möglichkeit der Anerkennung des Traumas und seiner Folgen. Dies kann für Betroffene entlastend sein und sogar als eine Art „Beweis“ ihrer Gewalterfahrungen gesehen werden (Brunner, 2015; Young, 1997).

3. Empowerment

Die *eine* Definition von Empowerment existiert nicht. Ins Deutsche kann der Begriff wortwörtlich mit „Selbstermächtigung“ übersetzt werden, worunter die Stärkung von Autonomie und Selbstbestimmung fallen kann. Jedoch ist das englische Wort so viel wirkmächtiger und wird im Folgenden auch vorrangig benutzt werden.

Interpretationen des Begriffs gehen dabei weit auseinander, so kann es für die einen den Umsturz und radikale Umverteilung von bestehenden Machtverhältnissen bedeuten, für andere ist es vor allem die Stärkung des Einzelnen durch die Nutzung von eigenen Ressourcen und Potenzialen.

„Empowerment beschreibt mutmachende Prozesse der Selbstbemächtigung, in denen Menschen in Situationen des Mangels, der Benachteiligung oder der gesellschaftlichen Ausgrenzung beginnen, ihre Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen, in denen sie sich ihrer Fähigkeiten bewusst werden, eigene Kräfte entwickeln und ihre individuellen und kollektiven Ressourcen zu einer selbstbestimmten Lebensführung nutzen lernen. Empowerment – auf eine kurze Formel gebracht – zielt auf die (Wieder-) Herstellung von Selbstbestimmung über die Umstände des eigenen Alltags.“ (Herriger, 2006, S. 20)

Der Begriff ist mittlerweile im Mainstream angekommen und wird nahezu inflationär und schlagwortartig benutzt (Haschemi & Rotter, 2016). Es besteht damit auch die Gefahr, dass die Interpretation immer mehr (und ausschließlich) in Richtung individueller Selbstentfaltung oder Selbstverwirklichung geht und (politische oder gesellschaftliche) Transformation wie auch der emanzi-

patorische Charakter des Konzepts immer mehr in den Hintergrund tritt. Dabei sind die Ursprünge des Konzepts politischer Natur. Es ging immer um die Entwicklung konkreter politischer Forderungen durch gesellschaftliche Gruppen, die Unterdrückung und Diskriminierung erfuhren.

Das Konzept des Empowerment kommt aus den USA und wurde dort vor allem mit der feministischen und der Bürgerrechtsbewegung (1960er) wie auch mit der Selbsthilfe-Bewegung (1970er) bekannt (Herriger, 2006). In Deutschland wurde das Konzept erstmals in den 1980ern als Instrument politischer Selbstbestimmung in politischen Bewegungen von Menschen mit Rassismuserfahrungen verwendet (Can, 2013). Später nahm es dann Einfluss in den 1990er Jahren auf die (eher akademischen) Bereiche der Sozialen Arbeit wie auch auf die Gesundheitspolitik, Entwicklungszusammenarbeit und Selbsthilfebewegung. Von Beginn an brach der ***„ressourcenorientierte und machtkritische Ansatz des Empowerment-Konzepts [...] mit defizitorientierten, hierarchisierenden und entwertenden Ansätzen und Politiken“*** (Meza Torres & Can, 2013, S. 29).

In einer aktuellen Podcast-Sendung von den u. a. Antirassismus- und Diversity-Trainer*innen Tupoka Ogette und Stephanie Cuff werden ebenfalls Aspekte von Empowerment besprochen und benannt (Ogette, 2020). Dabei wird Empowerment als Möglichkeit definiert, eine eigene Stimme zu finden und eigene Ressourcen anzapfen zu können. Erlebte Ohnmachtsgefühle durch Gewalterfahrungen jeglicher Art sollen damit überwunden werden und die Betroffenen ihre Würde und Mut zurückgewinnen. Dies ist ein gutes Beispiel dafür, wie auch potentielle traumatische Erfahrungen in einem Empowerment-Kontext von anderen Menschen anerkannt werden können, um gemeinsam eine neue Interpretation des Erlebten und des

Selbstwerts der betroffenen Person möglich zu machen. Gerade wenn verschiedene Menschen ähnliche Erfahrungen gemacht haben, kann ein gemeinsames Verstehen von gewaltvollen Strukturen individuelle Schuld und Schamgefühle langfristig mildern.

Empowerment sollte sich außerdem nicht nur um die Arbeit am Individuum selbst drehen, sondern auch um Vernetzung untereinander. Es sollte versucht werden, politische Teilhabe zu erreichen, um Strukturen nachhaltig ändern zu können. An diesem Punkt ist in der Regel viel Arbeit notwendig, da einige Barrieren, Widerstände und Blockaden im Weg sind (Ogette, 2020).

Das Konzept Empowerment wurde im akademischen Diskurs als Kontrapunkt zu einer damals vorherrschenden defizitorientierten Perspektive gesehen (Rappaport et al., 1984). Ähnlich wie bei dem Traumabegriff besteht auch hier die Gefahr der Annahme, dass Empowerment nur jene „defizitäre“ Personen brauchen, die nicht alleine mit ihren Erfahrungen klarkommen. Wir möchten an dieser Stelle jedoch unterstreichen, dass Empowerment zum einen jeder Person zusteht, die aufgrund strukturell verankerter Benachteiligung und Gewalt weniger Chancen hat, gleichberechtigt und gesund am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Empowerment sollte dabei nicht als bevormundende Praxis durch privilegiertere Personen oder Institutionen verstanden werden, sondern als heilende Erfahrung im Kreise von Gleichberechtigten. Zum anderen ist die „empowerte“ Person kein*e passive Empfänger*in, sondern aktive*r Gestalter*in der eigenen Möglichkeiten.

© Free-Photos / pixabay.de

Gemeinschaft – Anerkennung – Heilung

„In einer Community können sich Menschen gegenseitig unterstützen und ermächtigen. Das gemeinsame Wachsen kann Teil eines Heilungsprozesses sein.“ (Hengameh Yaghoobifarah in Amadeu Antonio Stiftung, 2016, S. 17)

Geschützte Räume des Empowerments sollen es möglich machen, die eigene Sprachlosigkeit zu überwinden, sowie Widerstandsgeschichte, Wut und Trauer zu teilen und eigene Geschichte als Mehrheitserfahrung zu erleben. Doch nicht nur das Sprechen allein über Erfahrungen und Gefühle sind in diesen Prozessen wirkmächtig, sondern vor allem auch das Gefühl, verstanden, ernst genommen und aufgefangen zu werden, nicht allein zu sein und sich nicht rechtfertigen zu müssen. Wie bereits in dem Kapitel zu Trauma beschrieben, hilft die kollektive Sinngebung dabei, traumatische oder gewaltvolle Erfahrungen als solche einzuordnen und den verletzten Selbstwert als Individuum und als Gemeinschaft zu stärken.

„Für mich gibt es nichts Besseres als die Gruppe ‚Jugendliche ohne Grenzen‘ [JoG]. Egal wo du hingehst, egal was du machst, du gehörst zu denen und egal wie schlecht es dir geht, wenn du mit denen bist, vergisst du alles. Wenn Leute, die JoG nicht kennen und fragen: ‚Aha, was ist das, JoG?‘, dann sage ich: ‚JoG ist wie ein Haus, wie Freunde, wie eine Familie.‘ Ich kann ihnen zum Beispiel erzählen, was wir machen, ich empfehle unsere Gruppe dann, weil sie gut ist, was wir machen ist gut. Es würde für die Zukunft auch für andere Leute Hilfe bedeuten, wenn sie zu uns kommen.“ (Autor*innenkollektiv Jugendliche ohne Grenzen, 2018, S. 70)

In Empowerment-Räumen kann/können...

- geschützte(re) Räume geschaffen werden
- Rassismus und Diskriminierungen ernst genommen und benannt werden
- marginalisierte Wissensbestände anerkannt werden
- Betroffene selbst Expert*innen für ihre Lebenswelt sein
- eigene Stärken wahrgenommen und reaktiviert werden
- Vernetzung und Selbstorganisation gefördert werden
- role models in der community geschaffen werden
- Macht umverteilt werden/ Powersharing betrieben werden

Quelle: Benbrahim, 2017

So kann das Erleben von Ausgrenzung im Austausch mit anderen Personen transformiert werden und gemeinsam der Blick für eigene und gemeinsame Möglichkeiten und Gestaltungsspielräume eruiert und eröffnet werden.

Ähnlich wie bei der Traumaarbeit, bei der es auch darum geht, die passive und fremdbestimmte Rolle des „Opfers“ verlassen zu können, geht es ebenfalls in Empowermentprozessen darum, ***„den Status als kollektive ‚Andere‘ verlassen [zu können] und einen selbstgewählten Platz als Individuum an[zu]nehmen. Einen Platz als Subjekt und nicht als Objekt“*** (Kilomba, 2016, S. 145).

Der Blick oder auch die Stimme der Mehrheit(sgesellschaft), soll in diesem Raum nicht vordergründig bzw. nicht präsent sein. Erst so wird das Vermeiden von Stress möglich, sodass Personen entspannen können und so nah wie möglich an sich selbst herankommen (Ogette, 2020).

An dieser Stelle wird erneut deutlich, dass ein Individuum zur Erhaltung seiner Souveränität, also zur Erhaltung ihres Status als Subjekt, sich darauf verlassen können muss, dass sein*ihr Wert und seine*ihre Grenzen von anderen Menschen respektiert und erhalten werden (Stauffer, 2015).

„Without community there is no liberation, only the most vulnerable and temporary armistice between an individual and her oppression. But community must not mean a shedding of our differences, not the pathetic pretense that these differences do not exist.“ (Lorde, 1984, S. 112)

© Omar / BAfF PhotoVoice-Projekt 2019

Widerstand – Irritation – Transformation

„Empowerment ist also nicht die Zauberformel, die Menschen mit Diskriminierungserfahrungen mit einer Superhelden-Uniform durch die Welt gehen lässt, deren Härte uns dann nichts mehr anhaben kann.“ (Nassir-Shahnian, 2013, S. 23)

Der Austausch in der *community* ist keine „Superheld*innen-Uniform”, kein Allheilmittel, weiterhin nicht struktureller Ausgrenzung und Unterdrückung ausgesetzt zu sein. Auch Ogette und Cuff werfen in ihrem Gespräch die Frage auf, bis wohin Empowerment überhaupt in einer durch Ausgrenzung geprägten Gesellschaft gehen kann? Denn selbst nach dem Besuch vieler Empowerment-Workshops würden die Personen danach wieder in die ausgrenzende Gesellschaft zurückgeworfen werden, was zu Enttäuschung führen könne (Ogette, 2020).

Daher ist es beim Konzept des Empowerments mit vorgesehen, auch strukturelle Machtungleichheiten und Schieflagen langfristig zu beseitigen. Es geht darum, Einfluss zu nehmen, Dialoge bzw. Räume selbst bestimmen und gestalten zu können und nicht nur zu reagieren oder wie Roma-Aktivistin Fatima Hartmann es formuliert: ***„Wird man uns je fragen, was wir möchten, oder müssen wir immer fragen, was wir dürfen?”***

Es geht dabei immer auch um ein „Pochen auf öffentliche Verantwortung“ (Gebauer, 2015), sodass eine gleichberechtigte Teilhabe auf sozialer, kultureller, beruflicher, rechtlicher, politischer Ebene möglich ist. Mit dem Ansatz des Powersharings kann dieses „Pochen“ in den Fokus gerückt werden. Mit diesem Ansatz werden vor allem die Personen in die Pflicht genommen, die über strukturelle Macht und institutionelle Zugänge verfügen. Powersha-

ring bedeutet immer auch eigenes Handeln und Haltung verändern zu wollen (Nassir-Shahnian, 2015). Es geht dabei darum, dass auch diese Personen Verantwortung übernehmen und ein Interesse daran haben, Handlungsmöglichkeiten und Spielräume, hin zu einer gerechteren und diskriminierungskritischeren Gesellschaft, zu schaffen (Meza Torres & Can, 2013).

Empowerment bedeutet somit für alle eine ***„unermüdliche emanzipative, radikale und mutige Praxis von jenen, die tagtäglich ihre Menschenwürde schützen und verteidigen und andere darin zu stärken, das ebenso zu tun. Es braucht außerdem: Zuhören, Lernoffenheit, Verbündete, […], Zurücktreten von Entscheidungsprozessen und -positionen sowie Ressourcen, Ressourcen, Ressourcen“*** (Haschemi et al., 2020).

© go2 / photocase.de

4. Trauma und Empowerment im Kontext Flucht

Politische Verfolgung, Diskriminierung, Folter, Naturkatastrophen, post-koloniale und globale Machtkämpfe führen dazu, dass Menschen in ihren Herkunftsländern als auch auf der Flucht massiven Gewaltsituationen ausgesetzt sind. Nach Brunner sind es drei Momente, die diese traumatischen Situationen für das Individuum kennzeichnen: Wehrlosigkeit, Hilflosigkeit und Sinnlosigkeit (Brunner, 2015).

Diese Momente, wie auch die Unsicherheit bezüglich des Aufenthalts, die Isolation von der Gesellschaft und weitere Gewalt prägen nach dem traumatischen Erleben maßgeblich die Lebenssituation vieler geflüchteter Menschen im Exil. Durch eine immer restriktivere Asylgesetzgebung und eingeschränkte Möglichkeiten z. B. hinsichtlich des Familiennachzugs, sind Betroffene hauptsächlich damit beschäftigt, ihren Aufenthalt zu sichern und nicht an Bürokratie und Gesetzen zu verzweifeln.

Hinzu kommt die Erfahrung von offenem und verdecktem – institutionellem und strukturellem – Rassismus, gerichtet gegen einzelne Personen oder gleich die ganze Unterkunft. Dies kann bei Geflüchteten zu weiteren Gefühlen des Ausgeliefertseins und der Ohnmacht führen. Es gibt Betroffene, die versuchen, nicht aufzufallen und sich weiter anzupassen in der Hoffnung weniger rassistische Gewalterfahrungen zu machen. Für viele Menschen sind diese Erfahrungen, die viel Kraft kosten und zu Gefühlen von Ausgeliefertsein führen, jedoch auch eng mit Widerstand und Empowerment verknüpft: weg von der fremd-

bestimmten Rolle des „passiven Opfers“ hin zu mehr Teilhabe in Bildung, Wohnen, Arbeit und Kultur. Bei all diesen massiven Einschränkungen und Leid hervorrufenden Umständen darf nicht vergessen werden, dass geflüchtete Menschen mit enormem Kraftaufwand, innerer Stärke, durch eigene Netzwerke, Fähigkeiten und Ressourcen die Flucht auf sich genommen haben und die Ankunft in Deutschland bewältigen.

Die Ausgangssituationen und damit Möglichkeiten Geflüchteter in Deutschland sind sehr unterschiedlich: Es gibt Ankommende, deren Bleibeperspektiven aufgrund der Einstufung in „sichere Herkunftsländer“ als eher schlecht eingestuft werden können, es gibt minderjährige Jugendliche oder auch alleinreisende Frauen mit ihren Kindern, es gibt sogenannte vulnerable Gruppen wie zum Beispiel LSBTIQ*, traumatisierte Menschen und Menschen mit Behinderungen. Es bestehen große Unterschiede zwischen den Bundesländern hinsichtlich der Bedingungen in Unterbringung oder der Chancen auf Bildung und Berufsausübung. Vieles ist von Glück und Zufall bestimmt, je nachdem z. B. ob und an welche Asylverfahrensberatung oder Rechtsanwält*innen die Personen gelangen, welche Sprachen sie sprechen oder ob und welche*r Ehrenamtliche sich für die Person einsetzen.

Individuell unterschiedlich sind somit auch die Ausgrenzungserfahrungen, die persönliche Verarbeitung des Erlebten und damit auch die Empowermentprozesse, die darauf reagieren (können).

„Ermächtigungsprozesse können sehr unterschiedlich aussehen. Was sich für mich empowernd anfühlt, kann eine andere Person mit ähnlichen Diskriminierungserfahrungen auch unangenehm finden.“ (Hengameh Yaghoobifarah in Amadeu Antonio Stiftung, 2016, S. 23)

Auf die Frage, *wie* nun traumasensibel, solidarisch und empowernd gearbeitet werden kann, gibt es keine universale Antwort. An erster Stelle steht die Frage, von wem die Initiative ausgeht. Sind es idealerweise geflüchtete Menschen selber oder ihre Kinder, die empowernde Gruppen aus der Perspektive der Betroffenen anbieten? Oder sind es Organisationen oder Interessenvertretungen in denen hauptsächlich Menschen ohne Fluchterfahrung involviert sind? Dies ist aufgrund der ungleichen Verteilung von Macht und Ressourcen sehr viel häufiger der Fall. Wie kann hier eine solidarische und traumasensible Arbeit geleistet werden? Welche Implikationen ergeben sich durch den Einsatz von Ehrenamtlichen? Diese verschiedenen Konstellationen sollen im Folgenden aufgegriffen werden.

Damit Traumaarbeit, solidarisches Handeln und Räume für Empowerment tatsächlich an den Bedarfen der Geflüchteten ausgerichtet sind, und relevante Inhalte und ein passendes Vorgehen gewählt werden, sind die Expertise der Betroffenen und ihrer *community* von Anfang an bei der Entwicklung mit einzubeziehen und Räume zur Reflexion des Vorgehens vorzusehen. Falls dies aufgrund von mangelndem Kontakt und anderen Unwägbarkeiten nicht möglich sein sollte, müssen sich professionelle Organisationen und Ehrenamtliche entweder auf Flexibilität oder auf das Scheitern von Projekten einstellen.

Sowohl für die Traumaarbeit als auch für Empowerment ist die Berücksichtigung von Bedingungen und Prozessen bedeutsam, die zur Entmächtigung und Ohnmacht geführt haben und weiterhin bestehen. Wichtig ist, dass das Potenzial zum eigenen initiativen Handeln hin zu mehr Teilhabe, Gleichheit und Gerechtigkeit unterstützt wird, dabei aber gesellschaftspolitische Verhältnisse nicht individualisiert werden.

LEAVE N
ONE
BEHIN

© matetronic

Refugee-Selbstorganisierung: Wer kann eigentlich wen empowern?

Empowerment bedeutet, sich selbstbestimmt für die eigenen Anliegen einzusetzen, das eigene Leben in die Hand zu nehmen, sich zu organisieren und für ein besseres Leben nach der Flucht einzutreten. Genau dies passiert in selbstorganisierten Gruppen von Geflüchteten.

Darunter können z. B. kleinere Gruppen fallen, wie sie von „women in exile“ (*https://www.women-in-exile.net/*) in den Unterkünften für Frauen veranstaltet werden.

Aber auch größere selbstorganisierte, politische Bewegungen, die Forderungen wie „Abschaffung der Residenzpflicht”, „Bargeld statt Gutscheine”, „Stopp von Deportationen”, „Abschaffung aller ‚Lager‘“ und für das Recht auf Bildung und Arbeit aufstellen oder auch flüchtlingspolitische Forderungen aus feministischer Perspektive an die Öffentlichkeit tragen, wie z. B. die Gruppe „women in exile“ oder auch die Organisation „International Women’s Space Berlin“ (*https://iwspace.wordpress.com/*) können Menschen empowern.

In den Medien bekommen selbstorganisierte Gruppen von Geflüchteten und ihre Forderungen um menschenwürdige Lebensbedingungen in Deutschland bisher viel zu wenig Aufmerksamkeit. Einige der selbstorganisierten Gruppen bestehen bereits seit den 1990ern und erheben seit vielen Jahren ihre Stimme gegen Ausgrenzung und für menschenunwürdige Bedingungen nach der Flucht. Es gibt einige selbstorganisierten Gruppen von geflüchteten Menschen auf lokaler Ebene aber auch bundesweite Bewegungen. Es seien hier nur ein paar wenige genannt: „The VOICE Refugee Forum“ (*http://www.thevoiceforum.*

org/), die „Karawane für die Rechte der Flüchtlinge und MigrantInnen“ (http://thecaravan.org/), „Jugendliche ohne Grenzen“ (http://jogspace.net/), „Common Voices Radio“ (https://commonvoices.radiocorax.de/), „Refugees4Refguees“ (https://refugees4refugees.wordpress.com/) oder auch die Protestbewegung „O-Platz“ (https://oplatz.net/?lang=de).

Zum Weiterlesen:

- Ausführlichere Übersicht zu Selbstorganisierung und Bewegungen finden sich in der Broschüre „Willkommen ohne Paternalismus. Hilfe und Solidarität in der Unterstützungsarbeit“ von glokal e. V.: https://www.glokal.org/publikationen/willkommen-ohne-paternalismus/

Wenn Anspruch nicht gleich Wirklichkeit ist: Zwischen praktischer Solidarität und Machtasymmetrien

Neben Refugee-Selbstorganisationen bestehen in Deutschland auch eine Vielzahl von anderen Initiativen für und mit Geflüchteten. In diesen Gruppen engagieren sich Menschen mit und ohne Fluchterfahrung ehrenamtlich aus unterschiedlichen Motivationen. Aus der Praxis wird aber auch immer wieder deutlich, dass sich auch in diesen Gruppen gesellschaftliche Machtverhältnisse und Rassismen wiederfinden.

Bei sämtlichen Initiativen, sei es die ehrenamtliche Unterstützungsgruppe oder auch Peer-Angebote zur psychosozialen Unterstützung, besteht neben der Reproduktion ausschließender Machtstrukturen innerhalb der Gruppe auch immer die Gefahr, dass durch diese Angebote z. B. im Bereich der gesundheitlichen Versorgung Geflüchteter, der menschenrechtlich geschützte Anspruch auf bedarfsgerechte gesundheitliche Versorgung reduziert wird. Und somit für Geflüchtete zwar parallele, ehrenamtliche und kostengünstige Alternativen bestehen, die jedoch nicht an eine fachkundige und leistungsrechtlich verankerte Versorgungsleistung herankommen, die den Betroffenen zusteht.

Wenn genau dies eintritt, widersprechen die Angebote strenggenommen allen Aspekten von Empowerment und Solidarität. Um die Gefahr der Bevormundung und Entpolitisierung möglichst klein zu halten, braucht es Räume zur Reflexion. Viele dieser Gruppen setzen sich daher zum Ziel, machtkritisch eigene Gruppenstrukturen zu reflektieren, sich solidarisch mit Geflüchteten zu zeigen und sie in den eigenen Kämpfen zu unterstützen.

Empowerment wird unter den Betroffenen selbst erwirkt. Sie sind es, die ihre Ressourcen und Selbsthilfefähigkeiten erfolgreich finden und nutzen. Sie sind es, die sich mutig mit sich selbst und ihrer Position konfrontieren und auseinandersetzen (Ameer et al., 2016). Initiativen sollten daher lediglich die Bedingungen und Ressourcen bereitstellen, damit diese Räume entstehen können.

Zum Weiterlesen:

- Hilfreiche Unterstützung kann die Reflexions- und Praxishilfe in der Broschüre „Willkommen ohne Paternalismus“ von glokal e. V. sein: *https://www.glokal.org/publikationen/willkommen-ohne-paternalismus/*
- In der Stellungnahme der BAfF von 2015 zum „Ehrenamt in der psychosozialen Arbeit“ werden die möglichen Gefahren der erwähnten Unterstützungsarbeit aber auch Good Practice noch einmal näher erläutert: *http://www.baff-zentren.org/news/ehrenamt-in-der-psychosozialen-arbeit-mit-gefluechteten/*

Refugees welcome!!!
©motetronic

Kommentar: „Engagement auf Augenhöhe? Für Solidarität statt Hilfe”

Viele der Angebote für Geflüchtete betonen, dass sie „Beziehungen auf Augenhöhe“ ermöglichen wollen, also einen gleichberechtigten Umgang miteinander. In der Erfahrung vieler Engagierter gestaltet sich dies im Alltag oft schwierig, da die Unterschiede groß sind: während die eine nach einer gemeinsamen Unternehmung in ihrer eigene WG fährt, muss der andere zurück in sein Vierbettzimmer in die Sammelunterkunft. Während man selbst den Sommerurlaub im europäischen Ausland plant, kann das Gegenüber seit Jahren die eigene Familie nicht besuchen. Solche Momente kennen die meisten Menschen, die sich über ein Tandem- oder Mentor*innenprogramm kennengelernt haben.

Die Voraussetzungen für Begegnungen auf Augenhöhe sind auf vielen Ebenen nicht gegeben. Zum einen hängt die Lebenssituation von Geflüchteten maßgeblich von ihrem Aufenthaltsstatus ab: dieser entscheidet über Bleiberecht, Arbeitserlaubnis, Residenzpflicht u. v. m. Das Leben mit einem ungesicherten Aufenthalt ist prekär, von ständiger Angst vor Abschiebung und Verboten geprägt. Viele Geflüchtete sind auf Unterstützung angewiesen: die Wartelisten von Mentor*innen- oder Tandemprogramme sind lang. Im Gegensatz dazu können die meisten Menschen, die in Deutschland aufwachsen und sich als Freiwillige bei Initiativen melden, selbstbestimmte Entscheidungen für ihr Leben treffen und verfügen über die nötigen Ressourcen und Kontakte, um sich die eigenen Wünsche zu erarbeiten. Und sie entscheiden selbst darüber, ob und wie sie einen Teil ihrer Zeit für Engagement verwenden wollen.

Eine weitere Belastungsprobe für eine gleichberechtigte Beziehung ist die Wahrnehmung von Geflüchteten in der Öffentlichkeit. Viele berichten von Diskriminierungserfahrungen durch die sie zu Hilfsbedürftigen, Rückwärtsgewandten, Unterdrückten, Sozialleistungsempfänger*innen gemacht werden. Diese Bilder stehen in einem größeren Kontext globaler Ungleichheit, in dem die Länder im Norden, unter anderem als direkte Folge des Kolonialismus, den Handel und die Ressourcenverteilung weltweit dominieren und die Durchsetzung ihrer wirtschafts- und sicherheitspolitischen Interessen negative Auswirkungen auf das alltägliche Leben der Menschen im globalen Süden haben.

Wir möchten an dieser Stelle dazu anregen, über die Begrifflichkeit der Augenhöhe im Engagement nachzudenken und ehrenamtliche Strukturen zu hinterfragen. Dazu kann man sich Hilfe bei Anbieter*innen der rassismuskritischen Bildungsarbeit holen, die in den letzten Jahren auch die neu entstandenen Strukturen in der Geflüchtetenhilfe mit in den Blick genommen haben.[3] Ihr Ziel ist es, Verständnis dafür zu schaffen, dass niemand, der*die in diesen Strukturen aufwächst, frei von diskriminierenden Mustern und Vorurteilen ist und es für uns alle zunächst darum gehen muss, uns diese Ungleichheiten bewusst zu machen und für sie sensibel zu werden.

Die eigenen Denkweisen und die Erwartungshaltung bestimmen nicht nur das persönliche Miteinander, sondern sollten auch bei der Entstehung von Strukturen und

3 An dieser Stelle verweisen wir auf phoenix e.V. (https://www.phoenix-ev.org/) und glokal e.V. (www.glokal.org), die machtkritische Bildungsarbeit, Anti-Rassismus-Trainings und Empowermentgruppen anbieten.

Gruppen mitgedacht werden. Ein Großteil der Projekte mit Geflüchteten wurde von Menschen in Initiativen konzipiert und dann der vermeintlichen „Zielgruppe“ angeboten. Viele Geflüchtete haben Erfahrung mit paternalistischen Strukturen gemacht, die sie ungefragt als Hilfsempfänger*innen konstruieren.

„In diesen Hilfestrukturen ist die Stärke und die Kraft der Refugee_Frauen unsichtbar... Die Leute müssen die Tatsache respektieren, dass diese Person die Entscheidung getroffen hat, mit den Strukturen zu brechen und sich auf den Weg nach Europa zu machen. Wenn man diese Person als Opfer sieht, liegt man sehr falsch!“ (Jennifer Kamau, International Women’s Space, in Ameer et al., 2016)

Selten sind Geflüchtete in Initiativen, bei Theaterprojekten oder Computerkursen die Regisseur*innen, Teamleiter*innen oder Koordinator*innen. Als Reaktion auf diskriminierende Erfahrungen in Unterstützungskontexten haben sich selbstorganisierte Gruppen gegründet. Als Menschen, die von ähnlichen Ausschlüssen betroffen sind, haben sie sich zusammengetan, um sich gegenseitig zu empowern und eigene Unterstützungsstrukturen aufzubauen.

Wir brauchen im Engagement eine Haltung, die die paternalistischen Fallstricke im Miteinander mitdenkt. Eine solidarische Haltung. Solidarität setzt auf Gleichheit, denkt aber die Unterschiede mit und setzt sich für deren Abschaffung ein. Solidarität findet in der *community* statt. In einer Gruppe wird aktiv gegen die Konstruktion von „die einen“ und „die anderen“ gewirkt, ohne gesellschaftliche Positionen und Rassismus zu verleugnen. Sie

versucht, nicht in Helfende und Geholfene aufzuteilen. Sie kann zum Beispiel in einer Küche für alle entstehen, wo alle miteinander kochen und jede*r mitmachen kann. Solidarität ist gemeinsam gegen Sammelunterkünfte und Abschiebungen zu demonstrieren. Solidarität kann bedeuten, gemeinsam etwas zu schaffen oder zu lernen. Etwa für Menschen Schlafplätze abseits von Heimen zu organisieren oder zu lernen, wie man Fahrräder repariert. Solidarität findet in Netzwerken und Gruppen statt, wo Menschen sich ohne festgeschriebene Rolle begegnen und sich stärken können. Wo etwas **gemeinsam** gemacht wird.

Psychosoziale Zentren, Vereine und Beratungsstellen können solche Netzwerke unterstützen, indem sie Räumlichkeiten, Expertise und finanzielle Mittel zur Verfügung stellen. Sie können z. B. Frauengruppen einen safe space ermöglichen, den sie selbst gestalten können – ob durch Weiterbildung im Sozialrecht oder durch Ausflüge in Museen. Sie können sich solidarisch zeigen indem sie ihre Expertise zu Asyl- und Aufenthaltsrecht in die *community* tragen und Menschen über ihre Rechte informieren.

Traumasensibles Empowerment durch Peer-Beratung?

Im psychosozialen Kontext gibt es neben Beratungsstellen und Psychosozialen Zentren für Geflüchtete verschiedene Projekte, die „Peer Support“ oder „Peer Counseling“ anbieten. Diese Ansätze beruhen darauf, dass nicht alle Betroffenen eine professionelle Psychotherapie benötigen und Unterstützung auch – teilweise – durch Lai*innen durchgeführt werden kann: das Schaffen günstiger Kontextbedingungen, stabilisierende Maßnahmen, Befähigung und Wissen kann zu einer gesundheitlichen Verbesserung führen. Mehrsprachig kompetente Peers oder Lai*innen, die selbst Fluchterfahrungen gemacht haben, werden in Programmen zur Unterstützung von Geflüchteten geschult.

Diese Unterstützungsangebote können einen niedrigschwelligen Zugang schaffen, in Beratung und Hilfe „lotsen“ und auf diesem Weg stabilisierend und informierend das Ankommen erleichtern. Es braucht jedoch eine klare Bestimmung der Rollen, Verantwortlichkeiten und Grenzen im Helfer*innensystem (Wolf & van Keuk, 2018). Abhängig von der Haltung, nicht nur der einzelnen beratenden Person, sondern auch der Organisation, die Peers schult und bezahlt, kann man von empowernden Strukturen sprechen. Viele dieser Angebote bewegen sich zwar in der Nähe von Empowerment, „Hilfe zur Selbsthilfe“ und „Augenhöhe”. Doch auch hier gibt es einige Aspekte, die eher ent-mächtigend wirken.

Im Folgenden greifen wir uns nur wenige kritische Aspekte heraus. Eine ausführliche Analyse von Peer-Unterstützungskonzepten ist im Positionspapier der BAfF von Februar 2019 zu finden: *http://www.baff-zentren.org/wp-content/uploads/2019/02/BAfF_Positionspapier_Laienhilfe_2019.pdf*

Peer-Berater*innen und Klient*innen kommen nicht auf einer Ebene in den Raum. Auch wenn beide ähnliche Erfahrungen gemacht haben, sind die Rollen in diesem Kontext so verteilt, dass die Berater*in Wissen und Ratschläge an die andere Person weitergibt. Dabei gerät oftmals aus dem Blick, dass sich Empowerment nicht nur um die Arbeit am Individuum selbst dreht, sondern auch um die Vernetzung und den Austausch untereinander. Es soll zudem Teilhabe erreicht werden, um Strukturen nachhaltig ändern zu können. Wenn Programme wie diese jedoch Strukturen – in diesem Fall gesundheitliche Versorgungsstrukturen – ersetzen, „lösen“ sie Probleme und Missstände nur external und kurzfristig, mittelfristig erfolgen jedoch keine Strukturverbesserungen. Auswirkungen der Programme auf den politischen Kontext müssen daher zwingend mitgedacht, reflektiert und (Versorgungs-) Missstände entsprechend problematisiert werden.

Peer-Programme versprechen aber u. a. auch für die ausgebildeten Berater*innen empowernd zu sein, was kritisch hinterfragt werden muss.

In Deutschland ist es für viele Menschen mühsam, im Ausland erworbene Ausbildungen anerkennen zu lassen und sich entsprechend der Qualifikation beruflich zu etablieren. Für andere ist es ohne Schul-/Studienabschluss unvorstellbar, vergleichbare Qualifikationen zu erreichen. Für viele Peer-Supporter ist die Unterstützungsarbeit eine gute Möglichkeit, Zugang zum Arbeitsmarkt zu bekommen. Für den Fall, dass die Personen z. B. bereits als Sozialarbeiter*in oder Psycholog*in ausgebildet sind, muss jedoch kritisch hinterfragt werden, ob diese Personen durch die Peer-Konzepte nicht doppelt (sowohl als Fachkraft als auch in der Sprachmittlung) qualifiziert sind, aber nur unter Standard honoriert werden – anstelle einer möglichst unbürokratischen Anerkennung der Studienabschlüsse und damit einer adäquaten Bezahlung. Für die Honorie-

rung werden in jedem Programm andere Regelungen gefunden, die meist im niedrigen Lohnsektor liegen. Hier besteht die Gefahr, dass Akteur*innen mit einer höchst verantwortungsvollen Aufgabe – der Unterstützung von meist traumatisierten Menschen in einer Situation von hoher innerer und äußerer Unsicherheit – in unsichere, instabile Beschäftigungsverhältnisse gedrängt werden. Eine nachhaltige, stabilisierende und Halt gebende Unterstützung dieser vulnerablen Personengruppe bedarf auch entsprechender Rahmenbedingungen und damit zumindest einer sozialversicherungspflichtigen Anstellung oberhalb des Mindestlohns. Andernfalls resultieren Personalwechsel und Fluktuation aufgrund unsicherer oder prekärer Beschäftigungsbedingungen für die betroffenen Geflüchteten in weiteren Beziehungsabbrüchen und damit auch der Gefahr einer Stagnation des Genesungsprozesses bzw. sogar einer erneuten Destabilisierung.

Blick in die Praxis

Häufig sind Situationen der Entmächtigung und Ohnmacht auch physische Erfahrungen, weshalb es helfen kann, ***„Empowerment nicht immer durch das Nadelöhr der Sprache und Gedanken“*** (Hamaz & Ergün-Hamaz, 2013, S. 5) zu zwängen.

Im Folgenden werden zunächst drei Projekte genannt, die im Kontext der Psychosozialen Zentren entstehen konnten, beziehungsweise mit diesen kooperieren. Im Anschluss wird die „PhotoVoice”-Methode vorgestellt, die nicht „durch das Nadelöhr der Sprache“ muss. Nach einer kurzen Einführung in die Ideengeschichte der Methodik wird ein exemplarischer Ablaufplan für PhotoVoice Projekte vorgeschlagen. Im Anschluss werden die Erfahrungen eines PhotoVoice Projekts in der psychosozialen Unterstützung von Ehrenamtlichen und Geflüchteten in Berlin beschrieben und Anregungen und Hinweise für ähnliche Projekte formuliert.

„Testimonials from the Uterus“

Im Rahmen einer von und für Women in Exile organisierten Fortbildungsreihe in ihrem Projekt „Recht auf Gesundheit für Flüchtlingsfrauen“ konnten sich das Feministische Frauen Gesundheitszentrum e. V. und KommMit e. V. – das Psychosoziale Zentrum in Brandenburg – an Workshops beteiligen und mit den Frauen psychische Beschwerden, Einflussfaktoren und den Umgang damit diskutieren. Die Frauen erarbeiteten gemeinsam Strategien, sich selbst und gegenseitig zu helfen und tauschten sich über Möglichkeiten aus, sich helfen zu lassen: Wer macht was im Gesundheitssystem? Welche Anlauf- und Beratungsstellen gibt es?

Mit dem Film „Testimonials from the uterus“ machen die Frauen u. a. auf die Bevormundung, Sprachbarrieren und Rassismus in der Gesundheitsversorgung und die Auswirkungen davon auf ihre Psyche aufmerksam. Sie sprechen davon, wie wichtig der Austausch mit anderen über die eigenen Rechte, Belastungen und hilfreichen Strategien für Betroffene ist. Der dreißigminütige Film der Filmemacherin Daniellis Hernandez Calderon wurde bei Veranstaltungen gezeigt und ist frei zugänglich unter: *https://www.youtube.com/watch?v=qNMNfMWtSbE&feature=emb_logo*

Solidarische Unterstützung durch Psychosoziale Zentren

Das Psychosoziale Zentrum „Medizinische Flüchtlingshilfe Bochum“ (MFH) hat in den vergangenen Jahren mit verschiedenen Selbstorganisationen von Geflüchteten kooperiert. Die Zusammenarbeit reichte von der Unterstützung selbstorganisierter Proteste, wie unter anderem die des Refugee Strike Bochum, über die gemeinsame Organisation von Erklärungen, Demonstrationen, Tagungen und Workshops bis hin zur Beratung zu möglichen Rechtsformen und Organisationsmöglichkeiten für verschiedene Strukturen. Die Kooperation beinhaltete immer einen wechselseitigen Lernprozess. Auch ein Beirat aus ehemaligen Klient*innen des Psychosozialen Zentrums für die Arbeit in der MFH ist im Gespräch, konnte bisher jedoch noch nicht umgesetzt werden.

„(Un-)Sichtbare Grenzen“

Im Projekt „(Un-)Sichtbare Grenzen – In Szene gesetzt!“ der Bundesweiten Arbeitsgemeinschaft für Flüchtlinge und Folteropfer e. V. erhielten junge Geflüchtete die Möglichkeit über das Medium Film eine breite Öffentlichkeit für ihre Anliegen, Hoffnungen, Wünsche und Träume, aber auch ihre Sorgen und Nöte zu sensibilisieren. Es sind 6 Kurzfilme entstanden, bei denen die Jugendlichen gemeinsam mit jungen Filmschaffenden gleichberechtigt an einem kreativen Prozess teilhaben konnten.

Die DVD mit allen Kurzfilmen kann unter: *http://www.baff-zentren.org/veroeffentlichungen-der-baff/shop/* bestellt werden.

© matetronic

Photovoice im Kontext von Engagement und Flucht

Einleitung

Bei *PhotoVoice* handelt es sich um eine *community*-orientierte, partizipative Forschungsmethode. Partizipative Forschung bezieht gesellschaftliche Akteur*innen als Co-Forscher*innen ein, um gemeinsam soziale Wirklichkeit partnerschaftlich zu erforschen. Damit zielt partizipative Forschung nicht nur auf Erkenntnisgewinn ab, sondern auch auf Veränderung durch Selbstermächtigung. Sie nimmt eine wertebasierte und politische Haltung ein, bei der Menschen, die gemeinsam forschen, ihre Perspektiven, Stärken und Kämpfe in den Mittelpunkt stellen. Das empowernde Potenzial von PhotoVoice liegt darin, wie die Gruppe den Rahmen, den die Initiator*innen in Form eines Fotoprojekts anbieten, für sich selbst nutzt. Dennoch legt das Forschungsinteresse der Initiator*innen häufig bereits im Vorhinein die Thematik fest und die Methode strukturiert die Vorgehensweise. Deshalb sollte dem Projekt-Team klar sein, dass auch eine partizipative Forschungsmethode ihre Grenzen hat und nicht frei von Hierarchien, Privilegien und anderen ordnenden Konstruktionen ist (siehe Kasten „Kritischer Blick").

Methode

Bereits seit den 1950er Jahren wurden Fotografien in der Zusammenarbeit mit vulnerablen Personengruppen benutzt, um Erzählungen zu stimulieren und gemeinsam Ideen zu entwickeln. So geschehen zum Beispiel in der Psychotherapie mit Jugendlichen oder in der Arbeit mit indigenen Bevölkerungsgruppen in den USA und Brasilien. Die PhotoVoice Methode, der sich dieses Kapitel wid-

met, wurde in den 1990er Jahren von Caroline Wang und Mary Ann Buris im Rahmen eines Gesundheitsprojekts mit Frauen im ländlichen China entwickelt. Laut Wang und Buris verfolgt die Methode drei Ziele: a) die Stärken und Anliegen einer *community* abzubilden und zu reflektieren; b) durch die Besprechung von Fotos in der Gruppe über Themen zu diskutieren und Erkenntnisse zu teilen und c) basierend auf diesen Diskussionen Forderungen an Entscheidungsträger*innen in Politik und Gesellschaft zu formulieren (Wang & Burris, 1997). Über die Forschung hinaus soll PhotoVoice also die Teilnehmenden empowern und ihnen in ihrem Alltag einen praktischen Nutzen bringen. Durch verbessertes Verständnis eines Problems oder Phänomens können Veränderungen initiiert und politisch adressiert werden (Wang & Burris, 1997). Kerngedanke jedes PhotoVoice Projekts ist, dass alle Beteiligten partnerschaftlich und gleichberechtigt zusammenarbeiten. Die *community*, deren Anliegen untersucht wird, sollte von Anfang an einen aktiven Part in Entscheidungen übernehmen (Unger, 2014, S. 69).

Wang und Buris wiesen explizit auf die feministischen und emanzipatorischen Aspekte der Methode hin: jede*r könne Fotografieren erlernen, unabhängig von Status, Sprache oder anderen Merkmalen, die in der Regel als gesellschaftliche Ausschlussmechanismen funktionieren. Menschen, die häufig von Stigmatisierung betroffen sind, werden zu Expert*innen ihrer eigenen Lebenswelt. Im Laufe der Zeit wurde die Methode benutzt, um soziale Belange von diversen Gruppen zu untersuchen, wie z. B. in der Erforschung der Situation von jungen Geflüchteten in einem Lager in Uganda, in der Gesundheitsversorgung von Frauen mit Brustkrebs in den USA, in Projekten mit delinquenten Jugendlichen, in der Forschung mit HIV-positiven Männern uvm. (Brenssell & Lutz-Kluge, 2020; Hergenrather et al., 2006).

Kritischer Blick

An dieser Stelle möchten wir nochmals auf die bereits in vorangegangenen Kapiteln thematisierte Bedeutung von Macht- und Gesellschaftsverhältnissen für gemeinsame Projekte hinweisen. Im Rahmen von PhotoVoice können an den Schnittstellen zwischen *community* und Forschung durchaus partizipative Prozesse entstehen. Voraussetzung dafür ist aber, dass die Beteiligten die bestehenden Unterschiede und Grenzen reflektieren und respektieren. In einem Artikel von 1999 beschreibt Nina Wallerstein die Probleme und Herausforderungen, die sie als akademische Forscherin im Rahmen von partizipativen Forschungsprojekten mit *communities* in New Mexiko erlebt hat. Sie erläutert, welche Rolle die institutionellen Rahmenbedingungen; die Beziehung zwischen *community* und Forschungswelt; das jeweilige Forschungsinteresse; die Machtverhältnisse und Ressourcenverteilung sowie die Interpretation und Nutzung von Erkenntnissen spielen. Sie ruft dazu auf, die Ungleichheit zwischen akademischen Forscher*innen und (häufig) strukturell benachteiligter *community* zu benennen und gemeinsam zu reflektieren, ohne dabei die Stärke und Potenziale der *community* aus den Augen zu verlieren (Wallerstein, 1999). Zum Vertiefen findet sich ein Ein- und Überblick über den Diskurs bei Brenssell und Lutz-Kluge (2020) sowie Unger (2014).

© Raman Oza / pixabay.de

Organisation und Ablauf

Jedes PhotoVoice Projekt beinhaltet eine Abfolge von ähnlichen Phasen, die in ihrer Ausrichtung aber variieren können und an die Bedürfnisse der Teilnehmenden angepasst werden müssen. Die folgende Tabelle fasst die wichtigsten Phasen zusammen (Unger, 2014).

Die 7 wichtigsten Phasen eines PhotoVoice Projekts

1. Vorbereitung

Das Projektziel, Budget und die Rollenverteilung werden geklärt. Alle Teilnehmenden sollten möglichst früh in den Planungsprozess einbezogen werden.

2. Schulung der Teilnehmenden

Schulung der Teilnehmenden als Co-Forscher*innen: Fotografieexpert*innen geben eine Einführung in die Handhabung der Kameras und Grundlagen des Fotografierens. Darüber hinaus werden die Konditionen besprochen unter denen die Kameras genutzt werden können und datenschutzrechtliche und ethische Fragen beim Fotografieren geklärt.

3. Feldphase

Die Teilnehmenden gehen ins Feld, um Aufnahmen zu bestimmten Themen oder Aufträgen zu machen. Die Themen, zu denen fotografiert wird, werden gemeinsam besprochen und festgelegt. Die Feldphase kann unterschiedlich lang dauern – es können über mehrere Monate mehrfache Feldgänge unternommen werden, es kann aber auch nur zu einem einzigen Thema an einem einzigen Wochenende fotografiert werden.
Bei mehreren Fragestellungen bietet es sich an, den Teilnehmenden ein Forschungstagebuch mitzugeben, in dem Notizen zu Aufnahmen, Gedanken, Ort und Zeit festgehalten werden können.

4. Diskussion in der Gruppe

Nach jedem Feldgang werden die Fotos zurück in die Gruppe getragen und dort diskutiert. Die Teilnehmenden sollen erklären, was auf den Fotos zu sehen ist und warum sie sich für diese Motive entschieden haben. Anschließend können Vergleiche probiert, Fragen gestellt, Gemeinsamkeiten und Unterschiede besprochen werden.

Die Moderation sollte den Fotograf*innen Wertschätzung entgegenbringen aber auch alternative Deutungsmöglichkeiten aufzeigen. Bei der Strukturierung der Fotobesprechung kann die **SHOWED** Fragetechnik helfen:

- What do you **s**ee here?
- What is really **h**appening here?

- How does this relate to **o**ur lives?
- **W**hy does this concern, situation, strength exist?
- How can we become **e**mpowered through our new understanding?
- What can we **d**o?

Alle Gruppensitzungen und Diskussionen sollten dokumentiert werden (z. B. als Audio, Stichworte, Protokolle).

5. Auswertung der Ergebnisse

Wenn die Feldphase(n) abgeschlossen sind, werden gemeinsam diejenigen Fotos und Themen ausgewählt, die für die Gruppe am wichtigsten sind und die Stärken und Bedürfnisse der Community am besten abbilden. Dazu wird auch die Dokumentation der Gruppensitzungen herangezogen. Die Fotos werden kontextualisiert: um ihre Bedeutung festzuhalten, können die Bilder mit Titeln oder Texten versehen werden.

Anschließend können Handlungsempfehlungen aus der Auswertung abgeleitet werden. Was soll sich ändern? Wie kann die Veränderung herbeigeführt werden?

6. Veröffentlichung und Nutzung der Ergebnisse

Die ausgewählten Fotos und die Ergebnisse der Diskussion werden in einer Ausstellung gezeigt, zu der Entscheidungsträger*innen und die Community eingeladen werden. Durch Verschriftlichung der Ergebnisse, zum Beispiel im Rahmen eines Fotobuchs oder einer Wanderausstellung, können diese weiter verbreitet und einem größeren Publikum zugänglich gemacht werden.

7. Evaluierung

Abschließend sollte eine gemeinsame Evaluierung stattfinden. Fragen, die geklärt werden sollten sind:

- Wurden die Ziele erreicht?
- Wie zufrieden sind die Involvierten mit ihrer Beteiligung?
- Konnte Einfluss genommen werden?
- Wie konnte die Beteiligung der Community in den unterschiedlichen Projektphasen umgesetzt werden?

© Omar / BAfF PhotoVoice-Projekt 2019

Erfahrungsbericht: PhotoVoice als stabilisierendes Projekt im Kontext von Engagement und Flucht

Die Beschreibung dieses PhotoVoice Projekts mit seinen Potenzialen und Herausforderungen im Kontext von Flucht und Trauma soll interessierten Initiativen, Beratungsstellen und Selbstorganisationen eine Orientierung bei der Planung und Umsetzung von eigenen PhotoVoice Projekten bieten. Die hier geteilten Erfahrungen können Inspiration bieten und dabei helfen, eventuell entstehende Stolpersteine und Besonderheiten mitzudenken.

Dieses PhotoVoice Projekt war Teil eines größeren, von Aktion Mensch geförderten Projektvorhabens der Bundesweiten Arbeitsgemeinschaft für Flüchtling und Folteropfer (BAfF e. V.). Es beabsichtigte verschiedene Formen des Empowerments für Geflüchtete und ehrenamtliche Unterstützer*innen an der Schnittstelle von Qualifizierungs- und Antidiskriminierungsarbeit, *community* Building und Stabilisierungsarbeit umzusetzen. Teil davon war ein PhotoVoice Projekt, in den Tandems aus Menschen mit und ohne Fluchterfahrung über ein Jahr kreativ zusammenarbeiteten. Begleitend wurde allen Teilnehmenden Supervision und psychosoziale Beratung angeboten, um einerseits besonders belasteten Geflüchteten Stabilisierung zu bieten und andererseits ihre Tandempartner*innen professionell zu unterstützen.

Im Folgenden wird der Ablauf des Projekts dargestellt. Dabei werden für jede Projektphase Tipps zur eigenen Umsetzung gegeben und auf Schwierigkeiten und Potenziale hingewiesen. Abschließend werden die Vor- und Nachteile der Methode im Kontext Flucht und Trauma diskutiert.

1. Vorbereitung

Zu Beginn wurden Netzwerke und Initiativen, die in Berlin Tandems, Mentor*innenprogramme, Sprachtandems organisieren, kontaktiert und mehrsprachige Informationen zum PhotoVoice Projekt zur Weiterleitung bereitgestellt. Den Tandems wurde angeboten, über ein Jahr an einem Fotoprojekt zu arbeiten und sich dabei zu vernetzen und psychosozial unterstützt zu werden. Die Teilnehmer*innen waren mehrheitlich zwischen 18 und 30 Jahren alt und kamen aus Deutschland, Afghanistan, Pakistan, Marokko und Syrien. Ein Arabisch-Sprachmittler war bei jedem Treffen anwesend. Das Projektteam bestand aus Mitarbeiter*innen mit Erfahrung in traumasensiblen Gruppentherapien, Stabilisierungsarbeit und der Schulung von Ehrenamtlichen.

Tipps für die Vorbereitung:

- Initiativen, die mit Tandems und Mentor*innenprogrammen arbeiten, befragen, welchen Bedarf es gibt und welche Sprachen abgedeckt werden sollten.
- Das Vorhaben in Räume einbinden, die bereits aktiv von der *community* genutzt werden und damit Anschluss an Netzwerke und Gruppen bieten (z. B. Nachbarschaftscafés, selbstorganisierte Räume).

2. Schulung der Teilnehmenden

Beim ersten Gruppentreffen ging es zunächst um ein gegenseitiges Kennenlernen. Das Projektteam stellte die PhotoVoice Methode und ihre Prinzipien vor. Ein Ablaufplan mit allen geplanten Treffen wurde ausgehändigt und der Bedarf an Sprachmittlung geklärt. Außerdem wurde besprochen, dass die Themen, zu denen fotografiert werden würde, aus der Gruppe selbst entstehen sollten und

man sich gemeinsam für Themen entscheiden würde. Darüber hinaus wurde auf das Angebot hingewiesen, sich jederzeit an eine im Projekt tätige Psychologin wenden zu können, die Supervision und Stabilisierungsgespräche für alle geflüchteten und nicht-geflüchteten Teilnehmenden anbot.

Beim nächsten Treffen bekamen die Teilnehmenden Spiegelreflexkameras ausgehändigt und wurden durch einen professionellen Fotografen in die Grundprinzipien des Fotografierens eingeführt. Mit praktischen Übungen zeigte er die technische Handhabung der Kameras. Datenschutzrechtliche und ethische Prinzipien des Fotografierens wurden besprochen. Eine weitere Sitzung befasste sich mit den Grundprinzipien von Kurzfilmproduktion.

Tipps für den Einstieg:

- Kommunikationswege und Ansprechpartner*innen klären (z. B. WhatsApp / E-Mail), Ablaufplan als Handout verteilen.
- Teilnehmende fragen, welcher Wochentag und welche Uhrzeit für die Treffen am besten geeignet sind; Treffen festlegen und Verbindlichkeit schaffen.
- Über psychosoziales Unterstützungsangebot aufklären und diskrete Kontaktaufnahmemöglichkeiten schaffen.
- Kameras wenn möglich pro bono anderweitig ausleihen; ausreichend Zeit zum Checken aller Kameras und Zubehör einplanen (Ladegerät, SD-Karte, Akku, USB zum Übertragen).
- Leihvertrag mit Teilnehmer*innen aufsetzen, der Dauer der Nutzung festlegt und für Verbindlichkeit sorgt.
- Vorhandene Expertise würdigen: Nach vorhandenen

© Lea / BAfF PhotoVoice-Projekt 2019

Erfahrungen zum Fotografieren innerhalb der Gruppe fragen und Raum schaffen zum gegenseitigen Austausch.

- Ausreichend Zeit zur Einführung in die Technik der Kameras einplanen; den Teilnehmenden Zeit geben, sich an die Kameras zu gewöhnen.
- Möglichkeiten der Abschlusspräsentation der Ergebnisse im Rahmen von Fotobüchern und Ausstellungen aufzeigen; dafür Fotobücher von anderen Fotoprojekten als Anregung und Beispiel zur Veranschaulichung mitbringen.

3. Feldphasen und Diskussion in der Gruppe

Insgesamt fotografierten die Teilnehmenden dieses Projekts zu sechs selbst gewählten Themen, die im Anschluss an jede Feldphase in der Gruppe vorgestellt und besprochen wurden. Die Themen waren: Wer bin ich, was macht mich aus? Womit geht es mir gut / nicht so gut? Fragen zu Wohnen; Beruf; Familie und Geschichte. Ziel dieser Fotostrecken war es, die Ausdrucksmöglichkeiten der Teilnehmenden fotografisch zu stärken und Themen aufzudecken, bei denen Austausch- oder Unterstützungsbedarf besteht, und gemeinsam Handlungsmöglichkeiten zu entwickeln.

Da das Projekt über ein Jahr lief, fanden die Gruppentreffen und Feldphasen alternierend statt. Einmal im Monat trafen sich alle gemeinsam, in der Zwischenzeit gingen die Teilnehmenden ins Feld und fotografierten zu den entsprechenden Themen. Am Ende jedes Treffens wurde gemeinsam überlegt, zu welcher Fragestellung die nächsten Fotos gemacht werden könnten.

Tipps für die Feldphasen:

- Die Teilnehmenden bitten, vor dem nächsten Treffen eine festgelegte Anzahl der von ihnen in der Feldphase geschossenen Bilder an das Projektteam zu schicken; diese können dann ausgedruckt und beim Treffen gemeinsam besprochen werden.
- Den Teilnehmenden ein Heft mitgeben, in dem sie ihre Aufnahmen und Gedanken beim Fotografieren dokumentieren können.
- Es ist möglich, dass die Teilnehmenden trotz vorhandener Kamera lieber mit ihren eigenen Smartphones fotografieren, da sie die Handhabung und Bildbearbeitung damit gewöhnt sind.
- Den*die Fotograf*in wenn möglich auch zu späteren Treffen einladen, damit die Teilnehmenden mit ihrem fortgeschrittenen Wissen weitere Fragen stellen können.

Tipps für die Gruppendiskussionen:

- Zu Beginn jedes Gruppentreffens ein kleines Warm-Up machen, um leichter ins Gespräch zu kommen (z. B. Postkarten auslegen und Teilnehmende auswählen lassen, um Stimmung abzufragen).
- Die Teilnehmenden nacheinander bitten, ihre Bilder zu erklären. Hierbei hilft die oben beschriebene SHOWED Methode.
- Es ist hilfreich, den Bildern Titel zu geben: diese halten oft in einem Wort oder Satz die wichtigsten Gedanken zu dem entsprechenden Bild fest und helfen, sie später zu sortieren.
- Alle Gruppentreffen dokumentieren. Notizen können später in einem gemeinsamen Wordpad geteilt werden.

- Wenn möglich immer mit denselben Sprachmittler*innen arbeiten – dies stärkt Vertrauen bei der Besprechung persönlicher Themen. Wenn Sprachmittler*innen selbst aus Initiativen oder selbstorganisierten Strukturen kommen, können sie empowernd und vernetzend in die Gruppe wirken.
- Ausreichend Zeit einplanen, um das Thema für die nächste Feldphase gemeinsam zu finden.

Exkurs: Ausflüge und besondere Gruppenunternehmungen

Wenn die Gruppe aus Teilnehmenden von verschiedenen Initiativen und Kontexten besteht, ist der Aufbau von Vertrauen wichtig. Ohne einen sicheren Raum, in dem die Teilnehmenden in einen offenen Austausch über die durch die Bilder offenbarten persönlichen Themen treten können, gestaltet sich deren Diskussion schwierig. Dazu sind gemeinsame Aktivitäten außerhalb der regulären Räumlichkeiten hilfreich. Ein gemeinsames Essen zum Beispiel, möglichst zu Beginn des Projekts, kann einen entspannten Rahmen bieten, um sich besser kennenzulernen und Unterhaltungen zwischen Einzelnen zu ermöglichen. Individuelle Fragen zu weiterführender Unterstützung der Tandems, zum Beispiel bezüglich Bildung, Arbeit oder Aufenthalt können im kleineren Kreis besprochen werden.

In diesem Projekt lud ein Teilnehmer die gesamte Gruppe während des Ramadans zum Fastenbrechen zu sich nach Hause ein. Das Kennenlernen seiner Familie, die Gastfreundschaft, Gespräche über gemeinsame Traditionen und Unterschiede stärkten den Zusammenhalt in der Gruppe und schufen Nähe.

Eine weitere Methode, um sich besser kennenzulernen und dabei auch das Fotografieren zu üben, ist ein Foto-Spaziergang durch die Nachbarschaft der Teilnehmenden. Die Gruppe vereinbart einen gemeinsamen Treffpunkt und kann dann Orte besuchen die für die Person, die dort lebt, von Bedeutung sind. Dabei sollte die Person ausreichend Zeit dafür haben zu erklären, warum sie diese Orte ausgewählt hat und welche Assoziationen sie bei ihnen hervorrufen. Das bringt die Lebenswelt der jeweils anderen näher und bietet gleichzeitig die Möglichkeit, auch neue Orte und Anlaufpunkte im eigenen Kiez kennenzulernen, etwa, wenn andere Teilnehmende ebenfalls dort leben und Sportvereine, Nachbarschaftscafés oder andere Treffpunkte kennen.

Tipps für Gruppenunternehmungen:

- Die Teilnehmenden einladen, ein Treffen mit ihren eigenen Ideen und an selbstgewählten Orten zu gestalten.
- Einzelne Tandems können sich mit anderen Teilnehmer*innen zusammentun und die Organisation übernehmen.
- Darauf achten, dass die Räume allen Teilnehmenden zugänglich sind und sie sich dort wohlfühlen. Anfallende Kosten (wie. z. B. Bustickets, Lebensmittel zum Kochen) besprechen und wenn möglich erstatten.

© Aboudi / BAfF PhotoVoice-Projekt 2019

© Meike / BAfF PhotoVoice-Projekt 2019

© Kaj / BAfF PhotoVoice-Projekt 2019

4. Auswertung der Ergebnisse

Nach einem halben Jahr waren die Feldphasen abgeschlossen und die Gruppe begann, alle Bilder zu sortieren, um sie thematisch miteinander in Beziehung zu bringen und eine gemeinsame Erzählung zu entwickeln. Dafür nahm sich die Gruppe die ausgedruckten Bilder vor und die Teilnehmer*innen wählten diejenigen Bilder aus, die für sie die wichtigsten waren und ordneten sie auf dem Tisch oder Boden an. In der Gruppe wurde besprochen, warum diese Bilder ausgewählt wurden und welche Bedeutung sie für die Gruppe und den Einzelnen haben. Die wichtigsten Themen waren Empowerment durch Freund*innen und Familie; Orte, die stärken und zur Ruhe kommen lassen, die Auseinandersetzung mit Herkunft, Vergangenheit und Zukunft in Deutschland.

Tipps zur Auswertung

- Alle Themen in den entsprechenden Sprachen auf ein Blatt Papier schreiben, sich Zeit lassen, gemeinsam darüber nachzudenken.
- Eine gute Dokumentation der Gruppensitzungen ist hier besonders hilfreich; aufgeschriebene Bildbesprechungen und Diskussionen helfen, sich an bestimmte Argumente und Gedanken zu Bildern zu erinnern, die vor längerer Zeit aufgenommen wurden.
- Es zahlt sich aus wenn die Teilnehmenden ihre im Verlauf gemachten Bilder regelmäßig mit dem Team geteilt haben; die Fülle an Fotos kann schon im Projektverlauf nach Sitzungen sortiert, die vergebenen Titel notiert werden; das macht eine Aufarbeitung einfacher.

5. Veröffentlichung und Nutzung der Ergebnisse

Nachdem die wichtigsten Themen und Fragestellungen identifiziert wurden, begab sich die Gruppe in ein Brainstorming dazu, wie sie die Ergebnisse präsentieren könnte. Die Idee, die Bilder mit Überschriften und kleinen Texten in einem Fotobuch zu arrangieren, fanden alle gut. Die Diskussion, wie genau die Bilder angeordnet werden – etwa nach Themen oder nach Fotograf*innen, spielte für die Teilnehmenden eine wichtige Rolle. Sie brachten ihre Bilder in eigene Reihenfolgen und versahen sie mit kleinen Texten in ihren Muttersprachen. Da die Gestaltung und das Layout des Fotobuchs schließlich an einer zentralen Stelle und mit den entsprechenden Programmen und Knowhow durchgeführt werden musste, waren umfangreiche Rücksprachen mit den Teilnehmenden notwendig, um in Feedback-Schleifen immer wieder ihre Meinung einzuholen und Arrangements gegebenenfalls anzupassen.

Diejenigen Bilder, die auch für das Fotobuch ausgesucht wurden, wurden vergrößert und auf Hartschaumplatten gedruckt, um sie bei einer Abschlussveranstaltung zu präsentieren. Diese fand in einem selbstorganisierten Raum verschiedener antirassistischer Initiativen statt, in dem u. a. eine wöchentliche „Küche für alle“ (Küfa) organisiert wird. Im Rahmen der Küfa kochte die Projektgruppe für alle Gäste dort und präsentierte ihre Bilder an den Wänden der Räumlichkeiten. Dadurch wurden die Ergebnisse direkt in die *community* getragen und die Teilnehmenden konnten während des Kochens und gemeinsamen Essens mit den Gästen ins Gespräch kommen. Den Abschluss bildete das Konzert einer ebenfalls in den Strukturen aktiven Band.

Past Present Future

© Sakineh /Titelbild Fotobuch
PhotoVoice Projekt BAfF 2019

Tipps Fotobuch:

- Wenn eine Ausstellung oder ein Buch erstellt werden sollen, kann die Suche nach einem geeigneten Titel einen guten Einstieg bieten: sie regt Diskussionen und Assoziationen an und macht transparent, welche Verbindungen die einzelnen Fotograf*innen zu ihren Bildern herstellen.
- Sollte niemand in der Gruppe mit Design- und Layout-Programmen vertraut sein, ist es hilfreich, ein entsprechendes Budget für die Gestaltung des Fotobuchs von Anfang an einzuplanen.
- Die Person, die das Fotobuch layoutet, sollte bei mindestens einem der Gruppentreffen dabei sein, um die Teilnehmenden kennenzulernen und Fragen zu den Bildern stellen zu können.
- Spätestens, wenn einzelne Bilder für das Fotobuch ausgewählt worden sind, sollten diese nochmal überprüft und gegebenenfalls aussortiert werden: Haben die Menschen auf den Bildern ihr Einverständnis erklärt? Gilt es vielleicht Urheberrechte zu beachten, etwa, wenn Kunstwerke oder Markenprodukte fotografiert wurden?
- Wenn im Projekt verschiedene Sprachen gesprochen wurden, sollten diese sich auch im Fotobuch wiederfinden – Ressourcen für Übersetzungen einplanen und die Texte beim Layout bedenken.

6. Evaluierung der Erfahrungen

Das Besondere an diesem PhotoVoice Projekt war, dass die Teilnehmenden nicht nur zu von ihnen gewählten Aspekten ihres Lebens und Alltags fotografierten, sondern gleichzeitig ein psychosoziales Unterstützungsangebot in Form von Supervision und Stabilisierungsgesprächen erhielten. Im Laufe des Projekts wurden Teilnehmende in Kontakt mit Unterstützungsstrukturen in Berlin gebracht, die über die regelmäßigen Gruppentreffen hinaus als Anknüpfungspunkte dienen. Sie konnten an spezialisierte Beratungsstellen vermittelt werden, die in der Berufsberatung und psychosozialen Versorgung von Geflüchteten tätig sind. Darüber hinaus wurden Freundschaften in der Gruppe geschlossen und Netzwerke ausgebaut. All dies war vor allem möglich, weil die Dauer des Projekts mit einem Jahr sehr lang war. Gleichzeitig ist eine lange Projektdauer auch eine Herausforderung. Neben Beruf und Studium ist die Belastung von Ehrenamtlichen und Geflüchteten hoch, und das Engagement zeitaufwendig. Regelmäßige Treffen sind nicht immer leicht einzuhalten, denn die Lebensplanung junger Menschen ist in vielen Aspekten nicht vorhersehbar. Umzüge aufgrund von Studium, Familiengründung aber auch Krisen infolge traumatischer Erlebnisse können die Planung kurzfristig umwerfen. Prinzipiell sollte die Gruppe flexibel auf Veränderungen reagieren können und das Projekt frühzeitige Abbrüche antizipieren.

Insbesondere weil sich die Methode der Versprachlichung entzieht, ermutigt sie Menschen, die sonst wenig gehört werden, ihre eigenen Themen zu benennen und deren Zusammenhänge und Aspekte auszudrücken. Über die Zeit wurden die Teilnehmenden immer selbstbewusster und sicherer im Umgang mit den Kameras und in der Präsentation ihrer Bilder und Gedanken. Die Fotos boten den Einstieg in Erzählungen über Gefühle, Herausforderungen und Stärken. Der Perspektivwechsel, der im Projekt

vollzogen wurde, war empowernd. Menschen nehmen nach ihrer Flucht in Deutschland selbst die Kamera in die Hand und zeigen ihren Blick auf die Dinge. Sie ermächtigen sich und zeigen eine selten gesehene Perspektive auf das Leben als Geflüchtete*r in Deutschland, nämlich die Perspektive von innen auf außen. Dieser Blick, diese Bilder stehen im Gegensatz zu den Bildern, die ständig über Geflüchtete von anderen produziert werden. Menschen können selbst entscheiden, was und wie sie sich zeigen wollen und sehen, was sie geschaffen haben und anderen erzählen können. Insbesondere das Fotobuch und die Ausstellung bestärkte dieses Gefühl. Die Methode bildet nicht nur die Probleme der *communities* ab, sondern auch deren Stärken. Damit erlaubt sie ein ressourcen- und lösungsorientiertes Vorgehen.

Das Projekt bot auf verschiedenen Ebenen Möglichkeiten sich auszudrücken, zu zeigen und mitzuteilen. Während das Teilen, Zeigen und das Sprechen über die Fotos die eigene Sicht von Innen nach Außen trug, konnten die Teilnehmenden bei Bedarf und Interesse auch einen anderen, privateren Raum wählen: das Zweiergespräch mit einer*m Psycholog*in.

Die Gründe für das Aufsuchen waren dabei individuell sehr unterschiedlich. Das Konzept der „psychologischen Gespräche“, die eigeninitiativ und freiwillig waren und als zusätzliches (Stabilisierungs)Angebot galten, weckte bei manchen die Neugierde solch eine neue Erfahrung zu machen. Für andere hingegen bot dies die Möglichkeit auch Konflikte und Missverständnisse, die sich im Rahmen der Gruppensitzungen subtil abspielen konnten, in einem „sichereren Rahmen“ anzusprechen ohne sich vor allen Projektbeteiligten erklären bzw. zeigen zu müssen.

Bei den Ehrenamtlichen konnten Gefühle von Scham (häufig sind Ehrenamtliche im Engagement mit aufent-

halts- oder sozialrechtlichen Fragen konfrontiert, die komplex und schwierig zu beantworten sind) oder von Selbstunsicherheit (etwas falsch verstanden zu haben und sich nicht zu trauen den*die Dolmetscher*in ein zweites oder drittes Mal zu fragen) im klärenden Zweiergespräch einfacher begegnet und aufgelöst werden. Die gezeigten Gefühle wurden validiert und es wurde nach gemeinsamen Handlungsmöglichkeiten gesucht (z.B. die Vermittlung an professionelle Beratungsstellen) sowie die eigene Rolle geklärt und Grenzziehung im Sinne der Selbstfürsorge gefördert. Insgesamt führte dies zu einer Klärung, Entlastung und Stärkung ihres Engagements.

Für die geflüchteten Teilnehmenden erleichterte das Setting im Zweiergespräch das Ansprechen der eigentlichen Hindernisse oder Ursachen, die es ihnen verunmöglichten, sich aktiver mit Ideen zur Umsetzung in der Gruppe einzubringen oder einen Terminvorschlag aus der Gruppe einzuhalten. Oft verbargen sich dahinter Lebensumstände, die durch den Status als Geflüchtete*r geprägt und nicht einfach zu überwinden sind. Umso wichtiger war es, die Rahmenbedingungen und die Auftragsklärung der traumasensiblen Gespräche von Anfang an deutlich zu erläutern und dabei die Prinzipien wie die Schweigepflicht und die Diskretion gegenüber den anderen Gruppenmitgliedern über das gemeinsam Besprochene zu wahren. Wie so oft gibt es zum traumasensiblen Umgang mit Geflüchteten und Ehrenamtlichen keine einfache Lösung oder den einen Lösungsweg, außer individuelle Ab- und Rücksprachen mit den Betroffenen zu finden und dabei alle gezeigten Gefühle wertfrei zu validieren, in den gesamtpolitischen Kontext einzubetten und sich kontinuierlich zu bemühen gemeinsam solidarische Lösungswege zu suchen.

Teil einer Gruppe zu sein, hat manche an vergangene schmerzliche Ausgrenzungserfahrungen aus der Schul-

zeit erinnert, ebenso wie an die Sehnsucht nach einer Lerngemeinschaft, die sie zu Schulzeiten hatten. Die Gruppenerfahrung, welche ein essentieller Teil des PhotoVoice Projekts ist, konnte daher Anlass zur Trauer über fluchtbedingt verlorengegangene Gruppenzugehörigkeiten bieten ebenso wie die Freude über die Erfahrung Teil einer neuen Gruppe in Deutschland zu sein. Während manche Teilnehmende über Freizeitaktivitäten mit den Geschwistern erzählten, um ihre Freude mit den neu gewonnen Freund*innen zu teilen, kann die*der andere sich schmerzlich an die Trennung von den Geschwistern erinnern, die sie nicht mehr sehen können. Beiden Seiten des Kontinuums an Gefühlen – Freude und Trauer – den Raum zu geben, bedarf im ersten Schritte einen achtsamen und traumasensiblen Umgang miteinander, um den Mut und die Kraft zu haben, gemeinsam zu wachsen und sich im Idealfall gegenseitig zu empowern.

Bei niedrigschwelligen und psychosozialen Gruppenangeboten wie im Rahmen des PhotoVoicce Projektes ist es daher hilfreich, das Angebot des traumasensiblen Zweiergesprächs als ein zugrundeliegendes Sicherheitsnetz in das Angebot zu integrieren. Bei der Vielzahl an Vulnerabilitäten und der Komplexität von Trauma und Flucht kann es immer wieder zu persönlichen und ungewollten Verunsicherungen und Irritationen kommen, die bei der Unterschiedlichkeit der Teilnahmebedingungen und -voraussetzungen auch ungesehen bleiben können. Eine achtsame und traumasensible Begleitung der Gruppenprozesse ist dabei sehr zentral, da sie dazu beitragen kann gemeinsam eine Atmosphäre zu schaffen, in der alle Teilnehmenden sich einbringen und sich mitteilen können, ohne dabei beispielsweise die Angst zu verspüren das Gegenüber an schmerzliche Verlusterfahrungen zu erinnern oder ohne dabei auf Kosten der Anderen das Wort zu ergreifen. Dabei fokussiert die Moderation auch immer wieder auf ein gemeinsames und produktives Projekt

© Leonie / BAfF PhotoVoice-Projekt 2019

(Fotografieren), was als positiv bewertet wurde, da es folglich ein regelmäßiges Miteinander bot, in dem es „nicht um die Klärung von Problemen und Fragen geht“, sondern auch darum, etwas gemeinsam zu machen.

Wie in jeder Gruppe jedoch, gehören Spannungen und das Aushalten sowie Verhandeln dieser zum Lernprozess dazu. Denn so unterschiedlich und individuell wie die Verlust- und Traumaerfahrungen sein können, so unterschiedlich steht es auch um die Ressourcen und Widerstandskräfte der Einzelnen. Während ein*e Teilnehmer*in über die monatelange Trauer der Mutter über vermisste Familienmitglieder offen reden kann, fassen die anderen vielleicht auch Mut sich zu öffnen und zu zeigen, was im Idealfall den Weg zum gegenseitigen Empowerment ebnen kann. Eine achtsame und traumasensible Begleitung der Gruppendynamiken und -prozesse macht genau dies möglich.

Über die Projektkoordinierenden wurde während der Projektlaufzeit und auch darüber hinaus die Anbindung an lang bestehende Netzwerke der Psychosozialen Zentren geschaffen. Dieses Sicherheitsnetz wurde bei akuten Krisen, die sich asyl- und aufenthaltsbedingt häufiger im Leben der Geflüchteten ereignen, als stabilisierender und strukturierender Faktor bei der Bewältigung der Krisensituation empfunden, da sie sowohl das Navigieren durch die Behördengänge ermöglichte und damit für Halt und Orientierung sorgte als auch den Raum für das Mitteilen von Überforderungs- und Ohnmachtsgefühlen schuf.

Das Fotobuch des Projekts „PastPresentFuture“ kann unter *http://www.baff-zentren.org/produkt/fotobuch-pastpresentfuture/* heruntergeladen oder bestellt werden.

5. Fazit

In dieser Broschüre sollte aufgezeigt werden, wie die Konzepte Trauma, Empowerment und Solidarität miteinander in Verbindung gebracht werden können. Dabei war es uns wichtig, die Zusammenhänge auf mehreren Ebenen zu betrachten: der politische Kontext aller Konzepte, ihre zwischenmenschlichen Konsequenzen, Chancen und Grenzen, die Bedeutung von gesellschaftlicher Position, sowie die Tendenz zur Individualisierung und Pathologisierung der Betroffenen von Trauma und Gewalt.

Wir hoffen, wir konnten deutlich machen, dass Überlebende von Trauma und Gewalt selbstbestimmt und stark sind – und gleichzeitig andere Menschen brauchen, um sich von den gemachten Erfahrungen zu erholen, das Weiterleben unter gewaltvollen, diskriminierenden Umständen zu erleichtern und dem Wort “Widerstandskraft” vielleicht sogar eine zweite, politische Lesart zu geben.

Die emanzipatorischen Wurzeln des Empowermentbegriffs wurden vorgestellt. Es war uns wichtig, Definitionen von Empowerment und Solidarität zu nutzen, die die Verhältnisse zwischen den Beteiligten klären: Empowerment wurde als heilende, bestärkende Erfahrung zwischen gleichberechtigten Betroffenen beschrieben, und die Verwendung des Begriffs als “instrumentalisierende” Geste von Hilfesystemen problematisiert. Solidarität dagegen kann und sollte auch von Ehrenamtlichen, Gruppen und Organisationen ausgehen, die keine Fluchterfahrungen gemacht haben, weiß sind und über andere Ressourcen und Privilegien verfügen.

Trauma, Empowerment und Solidarität wurden im Kontext von Flucht verortet und verschiedene Beispiele von Refugee-Selbstorganisierung, des Unterschieds zwischen Solidarität und Paternalismus in der Ehrenamtlichen-Arbeit sowie der Einordnung von psychosozialen Programmen der sogenannten Peer-Beratung genauer betrachtet. Der “Blick in die Praxis” zeigte schließlich die Umsetzung verschiedener Ansätze auf und widmete sich ausführlich der Vorstellung der Chancen und Herausforderungen der potentiell empowernden Methode „Photovoice“.

Wir möchten dazu motivieren, sich gesamtgesellschaftlich den Themen Trauma und (strukturelle) Gewalt mehr zu widmen – vor allem, aber nicht nur – was den Umgang mit Fluchterfahrungen angeht. Dazu gehört auch, die eigene Position in den bestehenden Verhältnissen zu kennen und sinnvoll einzusetzen, um auf zwischenmenschlicher Ebene zu bestärken, anstatt zu verletzen und auf struktureller Ebene echte Änderungen herbeizuführen.

6. Literatur

Ameer, T., Camara, M., & Thiel, S. (2016). *Perspektivwechsel Empowerment. Ein Blick auf Realitäten und Strukturen in der Arbeit mit geflüchteten Frauen.* Der Paritätische Gesamtverband. https://www.der-paritaetische.de/fileadmin/user_upload/Publikationen/doc/perspektivwechsel-empowerment-2016_web.pdf

Autor*innenkollektiv Jugendliche ohne Grenzen. (2018). *Zwischen Barrieren, Träumen und Selbstorganisation: Erfahrungen junger Geflüchteter.* Vandenhoeck & Ruprecht.

Baron, J., & Flory, L. (2019). *Versorgungsbericht — Zur psychosozialen Versorgung von Flüchtlingen und Folteropfern. 5. Aktualisierte Auflage.* Bundesweite Arbeitsgemeinschaft der Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer e. V.

Benbrahim, K. (2017). *Empowerment-Räume als Orte der Sichtbarmachung von Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen im Kontext von Flucht und Asyl* (kontext.flucht. Perspektiven für eine rassismuskritische Jugendarbeit mit jungen geflüchteten Menschen). Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusarbeit in Nordrhein-Westfalen. https://www.ida-nrw.de/fileadmin/user_upload/brosch_flyer/IDA-NRW_Reader_kontext.flucht.pdf

Berger, R., & Quiros, L. (2014). Supervision for trauma-informed practice. *Traumatology*, 20(4), 296–301. https://doi.org/10.1037/h0099835

Brenssell, A. (2014). Traumaverstehen. In A. Brenssell & K. Weber (Hrsg.), *Störungen: Texte kritische psychologie 04*. Argument Verlag mit Ariadne.

Brenssell, A., & Lutz-Kluge, A. (2020). *Partizipative Forschung in Gender-Kontexten: Emanzipatorische Forschungsansätze weiterdenken* (1. Aufl.). Verlag Barbara Budrich.

Brenssell, A., & Weber, K. (Hrsg.). (2014). *Störungen: Texte kritische psychologie 04.* Argument Verlag.

Brunner, M. (2015). Trauma und gesellschaftlicher Kontext. *Betreuung und Belastung. Herausforderungen bei der psychosozialen Versorgung von Überlebenden der Shoah*, 8–17.

Can, H. (2013). *Empowerment aus der People of Color-Perspektive. Reflexionen und Empfehlungen zur Durchführung von Empowerment-Workshops gegen Rassismus.* https://www.eccar.info/sites/default/files/document/empowerment_webbroschuere_barrierefrei.pdf

Cloitre, M., Garvert, D. W., Brewin, C. R., Bryant, R. A., & Maercker, A. (2013). Evidence for proposed ICD-11 PTSD and complex PTSD: A latent profile analysis. *European Journal of Psychotraumatology,* 4. https://doi.org/10.3402/ejpt.v4i0.20706

Davy, Z. (2015). The DSM-5 and the Politics of Diagnosing Transpeople. *Archives of Sexual Behavior, 44(5)*, 1165–1176. https://doi.org/10.1007/s10508-015-0573-6

Gebauer, T. (2015). Pochen auf öffentliche Verantwortung—Menschenrechtliches Empowerment in der Praxis. *Zeitschrift für Menschenrechte, 2,* 136–144.

Hamaz, S., & Ergün-Hamaz, M. (2013). *Empowerment* (Heinrich-Böll-Stiftung, Hrsg.). https://heimatkunde.boell.de/sites/default/files/dossier_empowerment.pdf

Hantke, L., Görges, H.-J., & Huber, M. (2012). *Handbuch Traumakompetenz: Basiswissen für Therapie, Beratung und Pädagogik* (1. Aufl.). Junfermann Verlag.

Haschemi, G. A., Meyer, V., & Rotter, P. V. (2020). Empowerment und Powersharing Ankerpunkte – Positionierungen – Arenen. In B. Jagusch & Y. Chehata, *Empowerment und Powersharing: Ankerpunkte—Positionierungen—Arenen* (S. 289–302). Juventa Verlag GmbH.

Haschemi, G. A., & Rotter, P. V. (2016). *„Einen Gleichwertigkeitszauber wirken lassen..." Empowerment in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit verstehen.* Amadeu Antonio Stiftung. https://www.amadeu-antonio-stiftung.de/w/files/pdfs/empowerment-internet.pdf

Hergenrather, K. C., Rhodes, S. D., & Clark, G. (2006). Windows to work: Exploring employment-seeking behaviors of persons with HIV/AIDS through Photovoice. *AIDS Education and Prevention: Official Publication of the International Society for AIDS Education, 18*(3), 243–258. https://doi.org/10.1521/aeap.2006.18.3.243

Herman, J. (2012). CPTSD is a distinct entity: Comment on Resick et al. (2012). Journal of Traumatic Stress, 25(3), 256–257. https://doi.org/10.1002/jts.21697

Herman, J. (2018). *Die Narben der Gewalt: Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden* (5. Aufl.). Junfermann Verlag.

Herriger, N. (2006). *Empowerment in der Sozialen Arbeit: Eine Einführung* (3., aktualisierte und erweiterte). Kohlhammer.

Janoff-Bulman, R. (1989). Assumptive worlds and the stress of traumatic events: Applications of the schema construct. *Social Cognition,* 7(2), 113–136. https://doi.org/10.1521/soco.1989.7.2.113

Karakayali, S., & Kleist, J. O. (2016). *EFA-Studie 2: Strukturen und Motive der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit in Deutschland. 2.Forschungsbericht: Ergebnisse einer explorativen Umfrage vom November/Dezember 2015.* Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM).

Kilomba, G. (2016). *Plantation Memories: Episodes of Everyday Racism* (4. Aufl.). Unrast Verlag.

Kirmayer, L. J., & Gómez-Carrillo, A. (2019). Culturally responsive clinical psychology and psychiatry: An ecosocial approach. In *Cultural clinical psychology and PTSD* (S. 3–21). Hogrefe Publishing.

Kleefeldt, E. (2018). *Resilienz, Empowerment und Selbstorganisation geflüchteter Menschen: Stärkenorientierte Ansätze und professionelle Unterstützung* (1. Aufl.). Vandenhoeck & Ruprecht.

Lorde, A. (1984). The Master's Tools Will Never Dismantle the Master's House. In *Sister Outsider: Essays and Speeches.* Crossing Press.

medico international (Hrsg.). (2017). *Fit für die Katastrophe? Kritische Anmerkungen zum Resilienzdiskurs im aktuellen Krisenmanagement.* Psychosozial-Verlag.

Meza Torres, A., & Can, H. (2013). Empowerment und Powersharing als Rassismuskritik und Dekolonialitätsstrategie aus der People of Color- Perspektive. In Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.), *Empowerment* (S. 26–41). https://heimatkunde.boell.de/sites/default/files/dossier_empowerment.pdf

Nassir-Shahnian, N. (2013). Dekolonisierung und Empowerment. In Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.), *Empowerment* (S. 16–25). https://heimatkunde.boell.de/sites/default/files/dossier_empowerment.pdf

Nassir-Shahnian, N. (2015, Januar 14). Powersharing: Was machen mit Macht? *antifra**. http://antifra.blog.rosalux.de/powersharing-was-machen-mit-macht/

Nicki, A. (2016). Borderline Personality Disorder, Discrimination, and Survivors of Chronic Childhood Trauma. *IJFAB: International Journal of Feminist Approaches to Bioethics.* https://doi.org/10.3138/ijfab.9.1.218

Ogette, T. (2020). *Ein Gespräch über Erwachen und Empowerment. Über rassismus-sensible Therapie und Selbstfürsorge. Über Pathologisierung und Schule. Über Wut, Angst und einen Ankerstein.* (Nr. 002). https://mvokt2.podcaster.de/tupodcast/002-gespraech-mit-stephanie-cuff/

Perkonigg, A., Kessler, R. C., Storz, S., & Wittchen, H.-U. (2000). Traumatic events and post-traumatic stress disorder in the community: Prevalence, risk factors and comorbidity. *Acta Psychiatrica Scandinavica, 101*(1), 46–59. https://doi.org/10.1034/j.1600-0447.2000.101001046.x

Perkonigg, Axel, Höfler, M., Cloitre, M., Wittchen, H.-U., Trautmann, S., & Maercker, A. (2016). Evidence for two different ICD-11 posttraumatic stress disorders in a community sample of adolescents and young adults. *European Archives of Psychiatry and Clinical Neuroscience, 266*(4), 317–328. https://doi.org/10.1007/s00406-015-0639-4

Quiros, L., Varghese, R., & Vanidestine, T. (2019). Disrupting the single story: Challenging dominant trauma narratives through a critical race lens. *Traumatology*, No Pagination Specified-No Pagination Specified. https://doi.org/10.1037/trm0000223

Rappaport, J., Swift, C. F., & Hess, R. (1984). *Studies in empowerment: Steps toward understanding and action.* Haworth Press.

Resick, P. A., Bovin, M. J., Calloway, A. L., Dick, A. M., King, M. W., Mitchell, K. S., Suvak, M. K., Wells, S. Y., Stirman, S. W., & Wolf, E. J. (2012). A critical evaluation of the complex PTSD literature: Implications for DSM-5. *Journal of Traumatic Stress, 25*(3), 241–251. https://doi.org/10.1002/jts.21699

Sequeira, D. F. (2015). *Gefangen in der Gesellschaft – Alltagsrassismus in Deutschland: Rassismuskritisches Denken und Handeln in der Psychologie* (1. Aufl.). Tectum Wissenschaftsverlag.

Stauffer, J. (2015). *Ethical Loneliness: The Injustice of Not Being Heard.* Columbia University Press.

Sue, D. W. (2001). Multidimensional facets of cultural competence. *The Counseling Psychologist, 29*(6), 790–821. https://doi.org/10.1177/0011000001296002

Thomas, A., & Sillen, S. (1972). *Racism and Psychiatry.*

Unger, H. von. (2014). *Partizipative Forschung: Einführung in die Forschungspraxis.* VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-658-01290-8

Wallerstein, N. (1999). Power between evaluator and community: Research relationships within New Mexico's healthier communities. *Social Science & Medicine, 49*(1), 39–53. https://doi.org/10.1016/S0277-9536(99)00073-8

Wang, C., & Burris, M. A. (1997). Photovoice: Concept, Methodology, and Use for Participatory Needs Assessment: *Health Education & Behavior.* https://doi.org/10.1177/109019819702400309

Wolf, V., & van Keuk, E. (2018). Nach der Flucht das Gleichgewicht wiederfinden. Erfahrungen aus dem Düsseldorfer Modellprojekt „In2Balance – Laienhilfe für Geflüchtete zur psychischen Stabilisierung". *Ärztliche Psychotherapie, 13*(2), 103–108.

Young, A. (1997). *The Harmony of Illusions. Princeton University Press.* http://www.agpolpsy.de/wp-content/uploads/2011/05/young-the-harmony-of-illusions.pdf

Über die BAfF

Die Bundesweite Arbeitsgemeinschaft der Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer (BAfF e.V.) ist der Dachverband der Psychosozialen Zentren, Einrichtungen und Initiativen, die sich die psychosoziale und therapeutische Versorgung von Geflüchteten in Deutschland zur Aufgabe gemacht haben. Die BAfF setzt sich dafür ein, dass das soziale Menschenrecht auf Gesundheit einschließlich der notwendigen psychosozialen Begleitung und Behandlung auch für Geflüchtete umgesetzt wird. Sie vertritt die Interessen von Überlebenden schwerer Menschenrechtsverletzungen gegenüber der Politik und der (Fach)Öffentlichkeit, vernetzt Akteur*innen der psychosozialen Arbeit auf nationaler wie europäischer Ebene und beeinflusst durch Projekte, Veranstaltungen, Publikationen sowie gezielte Lobby- und Öffentlichkeitsarbeit den fachlichen und den politischen Diskurs.

In der BAfF sind mittlerweile 42 Psychosoziale Zentren und Initiativen vernetzt. Der Dachverband koordiniert den Austausch von Erfahrung, Wissen und Information zwischen Akteur*innen, die sich für den Schutz von Geflüchteten engagieren, veranstaltet Fortbildungen, Sensibilisierungstrainings und Expert*innenrunden, sucht das Gespräch mit Entscheidungsträger*innen des Gesundheits- und Sozialsystems und setzt sich für den Abbau von Barrieren ein, die Geflüchtete am Zugang zu Gesundheitsfürsorge und sozialen Sicherheitssystemen behindern.

Wir engagieren uns für den Abbau von Vorbehalten und eine Öffnung des Gesundheitssystems für Geflüchtete und setzen Impulse im öffentlichen ebenso wie im wissenschaftlichen Diskurs. Dabei verfolgen unsere Aktivitäten das Ziel, die öffentliche und auch die professionelle Wahrnehmung für die Folgen organisierter Gewalt und unfreiwilligen Exils zu sensibilisieren und dabei auch Geflüchteten selbst über die Dokumentation von Zeitzeugnissen eine Stimme im öffentlichen Raum zu geben.

Es braucht Räume für Selbstorganisationen und Empowerment, starke Aufklärungskampagnen, authentische Einzelfalldokumentationen und Menschen, die Geflüchteten mit therapeutischem und rechtlichem Knowhow zur Seite stehen. Damit das Menschenrecht auf Gesundheit wirklich für alle gilt – unabhängig von Herkunft und Aufenthaltsstatus. Dafür setzen wir uns ein!

Die BAfF und die PSZ finanzieren sich größtenteils über Projektmittel und unregelmäßige Zuwendungen. Wir freuen uns daher sehr über jegliche Unterstützung!

Spendenkonto:
BAfF e.V., Bank für Sozialwirtschaft Berlin
IBAN: DE86100205000003209600,
BIC: BFSWDE33BER

Wie passen Trauma und Empowerment zusammen? Was ist den Konzepten gemein und welche Entwicklungen machen sie durch? Wie können komplexe Machtverhältnisse auf individueller und struktureller Ebene berücksichtigt und überwunden werden?

Diese Publikation der Bundesweiten Arbeitsgemeinschaft der Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer (BAfF e. V.) versucht Antworten zu geben und stellt die Begriffe Trauma und Empowerment – im Kontext Flucht – genauer vor. Hierbei werden auch Formen des Aktivismus in den Blick genommen und die notwendige Unterscheidung zwischen Solidarität und Empowerment verdeutlicht.

Die BAfF e. V. ist der Dachverband der Zentren, Einrichtungen und Initiativen, die sich die psychosoziale und therapeutische Versorgung von Geflüchteten in Deutschland zur Aufgabe gemacht haben.

Weitere Informationen unter *www.baff-zentren.org*